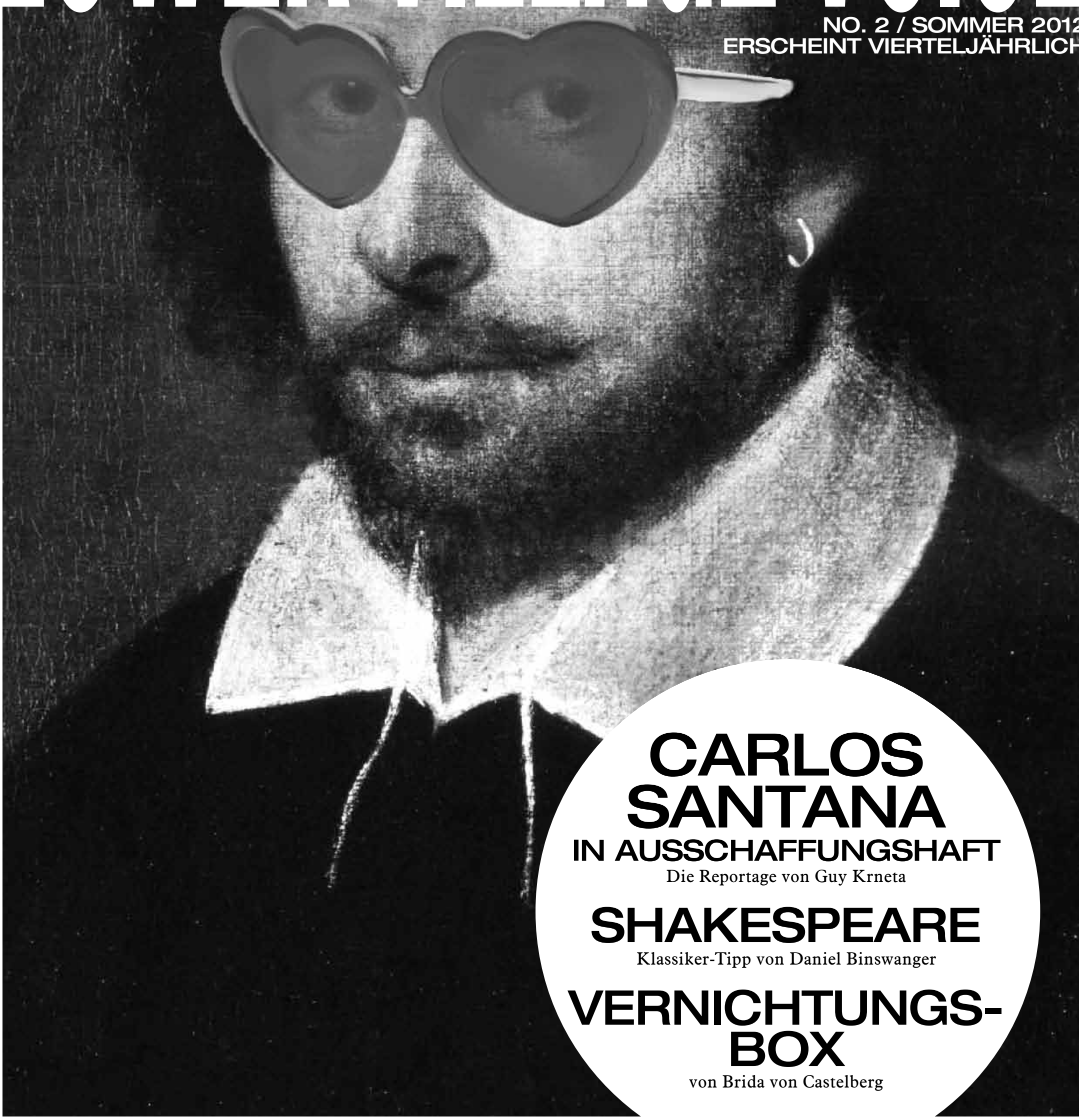
LOWER VILLAGE VOICE

5.–

NO. 2 / SOMMER 2012
ERSCHEINT VIERTELJÄHRLICH



CARLOS SANTANA
IN AUSSCHAFFUNGSHAFT
Die Reportage von Guy Krneta

SHAKESPEARE
Klassiker-Tipp von Daniel Binswanger

VERNICHTUNGS-BOX
von Brida von Castelberg

MICHEL METTLER TEXTKIOSK LITERATURBÜRO OLTEN DAVID EUGSTER PETER C. VON SALIS BRIDA VON CASTELBERG GUY KRNETA CARLOS SANTANA ANNETTE GIGON PHILIPP KLAUS DANIEL BINSWANGER SIBYLLE BERG ROBERT PFALLER MIKE MÜLLER JENS RACHUT PATRICK FREY PETER WEBER URSULA TIMEA ROSSEL MADLAINA PEER ADRIAN RIKLIN WENDELIN BRÜHWILER RUDOLF BUSSMANN FELIX VON MURALT LUCCA KOHN MELINDA NADJ ABONJI SRETEN UGRICIC DORA KOSTER NIS-MOMME STOCKMANN ADRIAN WITSCHI ALEXANDER SEIBT

Nach dem Kultur-infarkt

Ornithologischer Bericht
von Michel Mettler

Nach dem ersten Gewitter der Saison am Fenster stehend, erklärt mir meine Gartenfreundin, dass das Wichtigste an Vögelhäusern das Zugangsloch sei. Wichtig insbesondere die Grösse. Übrigens seien Vögelhäuser nicht zum Füttern da, sondern zum Nisten. Sie gäben den Vögeln Raum, sagt sie. Es sei nicht nötig, Futter hineinzustreuen.

Aha, sage ich interessiert, während vor dem Fenster die Spiele des Fütterns und Gefüttertwerdens im Gange sind, ungerührt, wie ich versucht bin zu sagen, kaum beeinflussbar durch Kommentare oder Spritzer mit Gartenschlauch oder Giesskanne. Ich nehme an ihnen teil, indem ich ab und zu etwas Körner streue, da und dort eher willkürlich wässere, ansäe, dünge und Lola, meine Hündin, auf gewisse Stellen urinieren lasse. Zu den Spielen des Fütterns und Gefüttertwerdens gibt der Volksmund auf Anfrage nur eine einzige Weisheit preis: dass nämlich fütternde Hände stets in Gefahr seien, gebissen zu werden.

Nach dem ersten wirklichen Gewitter der Saison, einem eher kleinen allerdings, merke ich jetzt bei jedem Rascheln in den Gebüschen auf. Wenn das Werk ihrer Lenden vollbracht ist, gehen Lola und ich meist ungerührt davon, manchmal durch eine Leine verbunden, manchmal freilaufend. Mal ist die Leine kürzer, mal länger. Von der Leinenlänge, sagen Kynologen, kann vielerlei abgelesen werden, so wie sicherlich auch von der Grösse des Zugangslochs bei Vögelhäuschen.

Lola, meine Hündin voralpiner Prägung und femme fatale im Rudel, strebt stets machtvoll zum Tatort zurück. Bestimmt will sie die Wirkung ihrer Hinterlassenschaft prüfen. ‚Kontrolle ist besser als Vertrauen', sagt ihre Miene beim Schnüffeln, besonders wo es um Wildwechsel, Hormonelles und allgemeine Revierfragen geht.

Doch zurück zu den Vögelhäuschen, an denen, wie meine Gartenfreundin glaubhaft erklärt, das Zugangsloch das Wichtigste sei. Den Grund hierfür erschliesst eine Beobachtung: Die Vögelhäuschen mit dem kleinen Löchlein beherbergen die kleingewachsenen Vögel. Sie sind dort sicher vor den Grösseren. Diese können nicht in ihr Häuschen hinein, und würden sie es versuchen, blieben sie stecken, was nicht angenehm wäre; dann nämlich könnten die Kleinen ihnen von innen ungestört die Augen aushacken. Also halten die Grossen sich fern und überlassen den Kleinen die kleinen Löchlein, weil sie ja die grossen haben. Die Kleinen wollen dort nicht rein, weil darin mit Grossen zu rechnen ist (und weil sie ja die Kleinen haben, was ihnen genügt).

Ich sehe aus dem Fenster. Schon ist es wieder verdammt trocken zwischen den verschiedenen Vögelhäuschen im Gebüsch. Offenbar ist das Gewitter eher unverrichteter Dinge abgezogen. Es hat nur geringfügige Güsslein zustande gebracht, konnte keine bleibende Benetzung schaffen.

Die Grösse des Zugangslochs beschäftige mich, gestehe ich meiner Gartenfreundin: Bemisst es sich nach dem Durchmesser, andernorts ‚Diameter' genannt?

Noch immer blickt sie durchs Fenster in die rasch nachtrocknende Landschaft hinaus und sagt versonnen: Nein, nach der Fläche. Wenn nun also auf höheres Geheiss alle Löcher halbiert werden, heisst das nicht, dass ihr Durchmesser halbiert wird, sondern ihre Fläche. Was aber hat dies für den Durchmesser zu bedeuten?

Wir sind noch am Rechnen, meine Fachfrau und ich, während nächste Gewitterzellen sich in der Wärme des heranrückenden Sommers über uns unverrichteter Dinge aufzulösen scheinen.

NEUES STERNZEICHEN ENTDECKT

Astrologen haben in der Zeit zwischen Steinbock und Schütze ein neues Sternzeichen entdeckt. Der mathematische Fehler ist wahrscheinlich auf ein schwarzes Loch in der Umlaufbahn der Sonne zurück zu führen. Da aber die Anpassung sämtlicher Kalender ein administratives Chaos verursachen würde, ist man unter Forschern zum Entschluss gekommen, es bei der Einführung eines 13. Sternzeichens zu belassen. Als erstes Sternbild mit Flügeln steht es für Leute mit bodenlosem Charakter und Hang zur Feuerspuckerei.

VERMISCHTES

Unbekannte Schriftstellerin (26) beisst im Liebesrausch bekannten Dichter (34) tot.

Mann wartet 32 Jahre auf die Rückkehr seiner Frau. Danach nicht mehr. Heute, 45 Jahre später, führt er eine Änderungsschneiderei in einem angesagten Berliner Stadtteil.

Junge (12) wegen Panini-Bildli Sammeln und Tauschen in die Spielsucht gerutscht. Er versetzte dafür den wertvollen Schmuck der Mutter, die Tante war ihm dabei behilflich. Seine Schulfreundin (11) stellt ihn nun vor die Wahl: entweder sie oder das Spielen.

Schülerin (16) schrieb jeweils die geschäftliche Korrespondenz ihrer Mutter. So geschah es, dass sie ungewollt Mehrheitsteilhaberin am milliardenschweren Social-Network Facebook wurde.

Alternder Politiker (71) will das Bankgeheimnis nun seinen drei Söhnen verraten. Von der Oppositionspartei hagelt es Rücktrittsforderungen.

3 FRAGEN AN TONI CAVINO

Was haben Sie heute gefangen?

Eglis, Zander, Felchen, Rotaugen und eine Trüsche.

Was ist eine Trüsche?

Ein hässlicher Fisch mit grossem Kopf und kurzem Schwanz, aber sein Fleisch schmeckt ausgezeichnet.

Wozu dient der Messingfisch über Ihrem Cheminée?

Zum Backen.

Die Schweiz schafft sich ab:

Rettet die Silber-kugel!

ein Aufruf von David Eugster

Wie die Trüffel die Eiche suchten die Silberkugelfilialen in den 1960ern die Adern des Fortschritts: Besonders gut gediehen sie an Autobahnen, unter Hochhäusern und in der anno dazumals glamourösen Zürcher Einkaufspassage mit dem (damals ebenso glamourösen) Namen „Shop-Ville". In der aufstrebenden Grossstadt Zürich versorgten gleich mehrere dieser modernistischen Diner die hungrigen Pendlermassen.

1969 als gelebter „Liberalismus auf dem gastronomischen Gebiet" (Broschüre: Mövenpick – ein neuer Lebensstil) gefeiert, bleiben heute nurmehr zwei Filialen. Eine am Bleicherweg in der Enge, und eine, weitab vom Schuss, in Oerlikon. Die Silberkugel stirbt aus.

Das hätte uns schon lange Sorgen machen müssen. Denn als der „Steve Jobs der Schweizer Gastronomie" (Salz&Pfeffer, Chefredaktor T. Hüberli) Hauptmann Ueli Prager 1962 die erste Silberkugel eröffnete, ging es nicht zuletzt um eine kraftvolle Demonstration der kulturellen Stellung der Schweiz in der Welt. Hierzulande blieb man lange verschont von den Schmuddelkindern der Globalisierung. Was hier ankam, wurde sofort mit einem Schokoladenguss von Qualität helvetisiert. Die Silberkugel, so schreibt besagtes Aufklärungsprospekt von 1969, hat nichts weniger als „mitgeholfen, das Image von der billigen Snackbar, welches weltweit trist, trübe und schmuddelig ist, aufzuhellen und zu versilbern." Ihr Trademark-Burger, der „Silber-Beefy" erinnert schmerzlich daran: Dieses Land war einmal eine Veredelungsanstalt. Das Verschwinden der Silberkugel war ein frühes Omen für den folgenden Niedergang von Schweizer Qualitätsunternehmen. Die Politik hat es versäumt, die „Swissair der Fast-Food-Ketten" (Ruedi Widmer, Chef der AG „Rettet die Silberkugel!") aufzukaufen, als sich die Mövenpick-Gruppe 1995 aus unerfindlichen Gründen von ihrem besten Pferd trennte. Zeit also, das Ruder herumzureissen und ein staatliches Rettungspaket zu schnüren: Eine „Silberkugel"-Filiale in jede Schweizer Botschaft! Weg mit dem „Heidiland" und anderen architektonischen Verbrechen an Schweizer Autobahnen, eine Silberkugel an jede Raststätte! Nur so kann das Sterben dieser urschweizerischen Errungenschaft verhindert werden.

FINANZMÄRCHEN UND DEMOKRATIE

Plutokratie, Protest-Bewegung und Demokratie in den USA
von Peter Caspar von Salis

In den USA ist ein kritisches Moralempfinden wieder lebendig geworden; die Mittelklasse, Trägerin des Amerikanischen Traums, ist am Verschwinden, eine bisher bejubelte Plutokratie wird wieder angegriffen. Eine tiefe Systemkrise liegt diesen Veränderungen zugrunde. Ein prominentes Symptom ist die Occupy-Bewegung, die für Momente globale Züge angenommen hat und für eine weitere Saison Schwung holt.

Öffentlich wird breit darüber diskutiert, wie sehr sich die Regierung und das Parlament von der Idee der Demokratie losgelöst und sich einem kleinen Kreis von Finanzmagnaten dienlich gemacht haben; das Stichwort ist Crony Capitalism, ein Komplizen- oder Insider-Kapitalismus. Die Allgemeinheit ist ausgeschlossen worden; sie sucht sich einen neuen Ausdruck.

Die Sympathie für die Occupy-Bewegung schlug grosse Wellen, die weit in die Mittelschicht und bis in bürgerlich-konservative Kreise gelangten. Es wurde ein Schalter umgeworfen, tax-the-rich geht als Slogan um, und selbst sehr Reiche schliessen sich der Systemkritik an. Mit bedeutenden, privaten Fondsmitteln wird der Journalismus einer Fernsehfigur wie Bill Moyers unterstützt; dieser lädt prominente Banker, Regierungsberater und Journalisten ein, die mitverantwortlich sind für die kritisierte Politik, ihr aber jetzt schwere fachliche und moralische Bedenken entgegenhalten. Der Nobelpreisträger für Ökonomie und Regierungsberater unter Clinton, Joseph E. Stiglitz, publiziert vernichtend kritische Analysen im Magazin „Vanity Fair"; Stephen Colbert gründet in seiner TV-Show einen echten Super-PAC, das neue Vehikel für unbegrenzte Wahlkampfgelder, und führt vor, wie lächerlich einfach heute Kontrollen ausgehebelt werden. Sein Kollege Jon Stewart übernimmt die Leitung des Vehikels, um dessen formelle Unabhängigkeit zu wahren und beide zusammen lachen verschwörerisch in die laufenden Kameras. Die Satire blüht wieder, sogar im Fernsehen, und schiesst scharf auf die Präsidentschaftswahlen. Die Moral mischt plötzlich die Politik auf, nach Jahrzehnten eines Dornröschenschlafes – was hat sie bloss geküsst?

Richtungsweisende Ereignisse, auf die immer wieder zurückgegriffen wird, sind der Entscheid des Obersten Gerichtshofs über unbegrenzte Wahlkampfgelder, dann die nachträgliche Kritik an der Aufhebung des Glass-Steagall Act (Trennung von Banken mit Risikoinvestitionen und solchen mit staatlich geschützten Spareinlagen) und vor allem die Kontinuität eines destabilisierten Finanzsystems, das trotz riesigen Zuschüssen von Steuergeldern, die berühmten 700 Milliarden Dollar als Bail-out von 2008, sich noch nicht verändert hat.

Vor zwei Jahren, im Fall Citizens United v. Federal Election Commission, verwarf der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten eine Tradition der Beschränkung von Kampagnengeldern bei Wahlen für eine relative Chancengleichheit. Der Entscheid fiel innerhalb des Richterkollegiums sehr knapp aus und war heftig umstritten; als ob Geld keine Wirkung auf Medienpräsenz hätte und konträre Meinungen nicht verdrängen könnte.

Die starke Deregulierung, die mit Thatcher und Reagan ihren Anfang nahm, griff Mechanismen an, welche die Finanzmärkte stabilisiert hatten. Die Zahl der Krisen nahm zu. Symptomatisch war die Mexiko-Krise 1994; die Börse brach zusammen, grosse US-Banken hatten sich massiv verspekuliert, und zur grossen Überraschung sprang Washington mit Milliardenkrediten ein. Es wird heute als Signal an die Finanz verstanden, dass too-big-to-fail staatlich sicher gerettet wird. Die Krise des Hedge Fund Long-Term-Capital-Management wurde 1998 ebenfalls durch staatliche Intervention gerettet; Regulierungsmassnahmen, die solche Szenarien zukünftig verhindern sollten, wurden aber vehement abgelehnt. Stattdessen wurde Glass-Steagall demontiert. Die Fusion von Citicorp und Travelers nahm dies vorweg, der Zusammenschluss wäre sonst nicht möglich gewesen; aber die Zusicherung war implizit schon gegeben, sagte der ehemalige Chef John S. Reed. Damit wurde eine Schleuse für die Spekulation mit staatlich geschützten Kundeneinlagen geöffnet, die in ungeahnte Bilanzvolumen der Finanzinstitute mündete. Die personelle Zusammensetzung der Regierung und des Fed war von solchen impliziten Komplizenschaften geprägt, welche eine Art Insider-Kapitalismus erst ermöglichten; man spricht von der Drehtür Wall Street – Washington. Dass solche Köpfe von der Obama-Administration übernommen wurden, Timothy Geithner allen voran, verweist auf ein unverändertes Walten der Finanz zum eigenen Vorteil:

„Much of today's inequality is due to manipulation of the financial system, enabled by changes in the rules that have been bought and paid for by the financial industry itself – one of its best investments ever. The government lent money to financial institutions at close to 0 percent interest and provided generous bailouts on favorable terms when all else failed. Regulators turned a blind eye to a lack of transparency and to conflicts of interest." (Joseph E. Stiglitz, Vanity Fair, Mai 2011)

Mit billigem Geld von Notenbanken gehen Institute Verpflichtungen ein, die höher verzinst sind, und streichen schöne Margen ein. Das geht zum Beispiel auch mit staatlichen Wertpapieren mit besonders hohen Risikoprämien bzw. Zinsen, wie in Griechenland. Wie Rumpelstilzchen aus Stroh Gold spinnt – schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll.

Der grosse Zusammenbruch 2008 wäre eine Bereinigung der Märkte durch seine „Mechanismen" gewesen. Was wertlos gewesen ist, wäre wertlos geworden, die Institute hätten diese Verluste verantworten müssen und es hätte sich herausgestellt, wer das überleben würde. Stattdessen bleibt es bis heute ungewiss, wer wie viele faule Werte hat; konsequenterweise leihen sich Banken gegenseitig nichts mehr. Die too-big-to-fail-Institute sanieren sich mit staatlichem, fast zinslosem Geld so schnell wie möglich wieder „gesund".

Letztes Jahr dann, auf den Arabischen Frühling, folgte die Occupy-Bewegung mit Zentrum an der Wall Street, mit Forderungen, die erst vor Ort formuliert wurden, basisdemokratisch; jede Stimme zählte. Sie ist das perfekte Gegenmodell zum Finanzsystem, das jede Haftung verloren hat.

Vernichtungsbox

von Brida von Castelberg

Sexualität hat viele Facetten. Im langen Leben als Gynäkologin wird man mit vielen davon konfrontiert, mit den weiblichen direkt, mit den männlichen indirekt. Man lernt, dass es in der Liebe nicht richtig oder falsch gibt, sondern alles, was den Beteiligten Spass macht und einverständlich geschieht, gut ist. Sexualität kann aus Liebe geschehen, Lust bereiten, Neugier befriedigen, aber auch als Machtinstrument benützt werden. Eine uralte Form der Liebe ist die käufliche Liebe. Verführerisch waren die schönen französischen Bordelle, die nicht nur dem Vergnügen dienten, sondern auch Treffpunkte der Herrenwelt waren und wo Väter ihre Jünglinge in die Geheimnisse der Weiblichkeit einführen liessen. In den Hafenstädten, fern der Heimat, boten die Frauen herbe Lust und Geborgenheit zugleich.

Zürich, so hörte ich unlängst in Wien von einem Freund, ist immer noch bekannt für seine guten Bordelle. Daneben hat aber auch der Strassenstrich zugenommen und an gewissen Orten wie am Sihlquai ein unerträgliches Mass erreicht, nicht wegen der Menge, sondern wegen der Art der Prostitution. Sexarbeiterinnen aus Frauenhandel, hilflose Drogenabhängige und zahnlose Schwangere werden dort nicht nur angeboten, sondern auch konsumiert. Um den Strassenstrich zu reduzieren, werden in Zürich nach Hamburger Vorbild „Verrichtungsboxen" eingerichtet, architektonisch anspruchslose Verschläge, in die man mit dem Auto fahren kann, um dort seine „Sache ordnungsmässig zu erledigen" (nach Duden = verrichten). Sex im Auto ist unbequem, vor allem wenn der Sitz wegen des Kindersitzes nicht ordentlich zurückgeklappt werden kann. Der Kick vielleicht bei der Sache beobachtet zu werden entfällt in dieser Box ebenfalls. Der Unterschied von der Box zur „Chambre separée" könnte nicht grösser sein. Die Boxen sind gerade gross genug, dass eine Frau im Notfall das Auto verlassen und ausserhalb des Autos einen Alarmknopf betätigen kann. Sicherheit für die Frau ist dadurch aber nicht gewährleistet. Die Frauen sind in diesen Boxen gefährdet. Es ist ein Leichtes, eine Zentralverriegelung des Autos zu betätigen, einer Frau Gewalt anzutun, sie dann verletzt oder erwürgt in der Box liegen zu lassen und sich zu entfernen. Die Autos der Freier werden aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes nicht überwacht, die Boxen werden zu Vernichtungsboxen.

Ein gewisses Mass an Strassenstrich in den Quartieren habe durchaus gute Seiten, findet mein Freund Dieter, langjähriger Bewohner der Altstadt. Nicht nur sind die Frauen eher geschützt, da sie beobachtet werden, der Strich verhindert auch eine Seefeldisierung der Altstadt und damit exorbitante Mietzinse. Im Film „Le charme discret de la bourgeoisie" von Luis Buñuel werden Tisch und Toilette vertauscht: Zum Essen zieht man sich alleine ins stille Örtchen zurück und isst schnell und verschämt: ein vergleichbarer kulinarischer Genuss wie der erotische in der Verrichtungsbox.

Eine gewisse Lustfeindlichkeit hat in Zürich Tradition: der Erzählung nach soll ein berühmter psychiatrischer Chefarzt in Zürich, ein erklärter Alkoholgegner, auf Bitten der Assistenten, die einem Patienten im schwersten Delir Alkohol geben wollten, geantwortet haben: Ja gut, aber nur als Klistir.

Carlos Santana will nicht im Licht stehen

Reportage von Guy Krneta und Carlos Santana

Am Zoll Otterbach, direkt an der Grenze zu Deutschland steht das Basler Ausschaffungsgefängnis: ein von Doppelgitter und Stacheldraht umzäunter Betonklotz. Daneben befindet sich das Empfangszentrum des Bundesamtes für Migration. Hier im sogenannten Bässlergut beginnt und endet mancher Aufenthalt in der Schweiz. Vor dem Zollübergang stauen sich die Lastwagen. Auf der Anhöhe rattern die Güterzüge vorbei. Im Wald, auf abgetretenen Pfaden, sagen sich Jogger und Hundehalter guten Tag. Dazwischen rasten Flüchtlingsfamilien in Sommerkleidern, gelegentlich auch im Winter. Neben der Tankstelle in einer stillgelegten Medizinal-Baracke betreibt der Liedermacher Aernschd Born seinen „Kulturpavillon“. Und neben der öffentlichen Toilette setzt die Künstlerin Almut Rembges mit ihrer „bblackboxx“ die Landschaft in performative Aktionen um.

Diese Gegend spielt in der Wahrnehmung von Basel keine Rolle. Es braucht schon einen Grund, sich hier her zu begeben. Während drei Jahren habe ich in Borns „Kulturpavillon“ eine wenig beachtete Literaturreihe mit betreut. Seit einiger Zeit besuche ich im Rahmen des „Solinetz“, einer ehrenamtlichen Initiative der Menschenrechtsaktivistin Anni Lanz, Flüchtlinge in Ausschaffungshaft. Es ist unser Versuch im Gespräch zu sein mit Menschen, deren Verbrechen in der Regel darin besteht, das Land ihrer Geburt verlassen zu haben und in die Schweiz eingereist zu sein. Heute besuche ich den Flüchtling C.S., einen Journalisten aus Togo, der von einem Mitglied des „Solinetz“ regelmässig in Deutsch unterrichtet wird.

Was die Landschaft der Helvetier betrifft, so werden Sie zweifellos beeindruckt sein von den Berglandschaften. Ihr Appetit wird im Sommer zunehmen, wenn diese Landschaften in luxuriöses Grün getaucht sind.

Die Schweiz, platziert zwischen Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich, ist ein westeuropäisches Land. Es ist mit wenig mehr als 40'000 km² eher klein und ruft bei seinen Nachbarn Bewunderung und Eifersucht zugleich hervor.

Und weil es benachteiligt ist durch einen an Mineralien armen Boden, ist das Land zum Ausgleich mit Wasser gesegnet, das neugierig macht. Der Genfersee ist ein solches Beispiel, er zieht massenweise Touristen an.

Vor dem Eingangstor sind gelbe Füsse auf den Boden gemalt. Hier habe ich mich hinzustellen, um optimal im Fokus der Kamera zu sein. Die Besuchszeiten sind von 8.00 bis 10.00 Uhr. Ich klingle. Ich habe auch schon um viertel vor zehn geklingelt und wurde nicht mehr eingelassen. Bis der Besuchte in den Besuchsraum gebracht und der Besucher sämtliche Sicherheitskontrollen passiert hat, muss mit einer Viertelstunde gerechnet werden. Heute bin ich kurz nach acht hier. C.S. hilft ab neun in der Küche aus. Über die Durchsprechanlage begrüsst mich eine Stimme. – „Ich möchte C.S. besuchen“, sage ich. – „Kommen Sie herein.“ Die ersten Male war ich noch nach dem Grund meines Besuchs gefragt worden. Mittlerweile kennt man mich. Das erste Tor öffnet sich und schliesst sich gleich wieder, ehe das zweite Tor aufgeht. Ich überquere den Vorplatz, um vor dem Gebäude wieder zu warten, dessen Eingangstür schliesslich aufschnappt. In einer verspiegelten Pförtnerloge, die nur an einer Stelle einsehbar ist, sitzen zwei „Securitas“-Mitarbeiter. Der eine ist für den Pförtendienst zuständig. Der andere überwacht die Anlage und löst den Alarm aus. – „Ihr Ausweis, bitte!“ verlangt eine Stimme über Durchsprechanlage. Ich tausche am Schalter meine Identitätskarte gegen einen Schlüssel fürs Schliessfach. Tasche, metallene Gegenstände, elektronische Geräte, Geld und Kugelschreiber sind im Fach zu deponieren. Auf einen Meldezettel schreibe ich den Namen von C.S. Über die Durchsprechanlage werde ich wieder aufgefordert zu warten. Dann öffnet sich mir die Drehtür. Dahinter folgt eine Leibesvisitation wie am Flughafen. Ein Mitarbeiter bringt mich zum Besuchsraum. Sobald er eine Tür passiert, wird sein Durchgang mit einem Piepsen beantwortet und elektronisch registriert. Dadurch kann jederzeit festgestellt werden, welcher Mitarbeiter sich gerade in welchem Raum aufhält. Der Mitarbeiter öffnet mir die nächste Tür. Ich blicke in einen fensterlosen Betonraum mit sechs Tischen und je vier Plastikstühlen. An einem Tisch, mit Rücken zu mir, knutscht ein Pärchen. An weiteren Tischen sitzen Mitglieder des „Solinetz“ mit Unterrichtsmaterial vor sich. Auch Anni Lanz unterhält sich mit einem Gefangenen. An einem Tisch wartet C.S. Wir sehen uns heute zum zweiten Mal. Er erhebt sich, um mir die Hand zu geben.

Wie seine europäischen Nachbarn wird die Schweiz im jährlichen Verlauf von vier Jahreszeiten durchgeschüttelt.

Der Winter bringt Schnee und Eiseskälte im Dezember und beraubt die Bäume ihrer Blätter.

Der Frühling besänftigt das Klima wieder. In dieser Phase taucht die Vegetation auf, die ein paar Monate früher verschwunden war. Die Bäume blühen und bilden ein exotisches Dekor im Einklang mit der Landschaft. Ein Zeichen, dass das Leben wiederkehrt.

Die Krönung dieser Wiedergeburt – gekennzeichnet durch stärker werdenden Sonnenschein – zeigt die Rückkehr des Sommers an. Der Himmel wird seinen Nebel und seine Wolken los und zeigt sein gebläutes Gesicht.

Die Vögel erobern die Lüfte zurück mit ihren melodiösen Gesängen, es herrscht das grosse Wiedererwachen.

Aber schnell, bevor man diese märchenhafte Stimmung wirklich geniessen kann, kündigt sich auch schon wieder die Abenddämmerung an, bei der sich alles darauf vorbereitet, von neuem in die Latenzphase einzutreten. Es ist der Herbst, der alles mit sich in seinen Schlummer zieht.

C.S. wurde 1974 in Kanté geboren. Er studierte in Lomé, der Hauptstadt von Togo, und arbeitete als Kulturjournalist einer Tageszeitung. – Er habe über alles Mögliche geschrieben, sagt mir C.S., „Kultur eben.“ Bei unserem ersten Treffen hatte ich ihn gebeten, eine Reportage über die Schweiz zu schreiben, als richtete sie sich an seine Landsleute in Togo. – Er wisse nicht, ob er das könne, meinte C.S., ob er die Schweiz dafür gut genug kennen würde. – Immerhin sei er seit drei Jahren hier, erwiderte ich.

Im Internet hatte ich versucht, mir ein Bild über die politische Lage in Togo zu machen. Bei Wikipedia las ich: „Vom 13. April 1967 bis Anfang Februar 2005 beherrschte Präsident Gnassinbé Eyadéma das Land. (...) Verfolgung und Menschenrechtsverletzungen haben viele Menschen ins Exil gezwungen. Nach dem Tod von Gnassinbé Eyadéma am 5. Februar 2005 ernannte die Armee des Landes seinen Sohn Faure Gnassingbé zum neuen Präsidenten.“ Dieser sei zwar Ende Februar als Folge von internationalem Protest zurückgetreten, aber im April 2005 mit angeblich über 60% der Stimmen zum neuen Präsidenten gewählt worden. Massaker an Süd-Togolesen seien der Wahl vorausgegangen. In den Tagen nach der Wahl sei es zu Strassenkämpfen mit bis zu 500 Toten und zahlreichen Verletzten gekommen. Die Wahl Faure Gnassingbés werde bis heute von der EU nicht anerkannt.

Nachdem wir die unterschiedlichen Jahreszeiten durchgegangen sind, die das Schweizer Klima prägen, wenden wir uns nun den Gemeinschaften zu, die sich diesen kleinen Flecken Erde teilen. Die Romands nehmen den Westen des Landes ein, an der Grenze zu Frankreich. Im Norden, nahe an Deutschland, und in der Mitte, wohnen die Alemannen, die als offizielle Sprache Deutsch sprechen – und ihre Dialekte, das Schweizerdeutsche. Weiter unten im Süden, nahe Italien, findet man die Tessiner, deren Sprache Italienisch ist. Im Osten lebt eine Minderheit, die Rätoromanisch spricht.

„Wir kümmern uns um Personen, die keine Lobby haben und über die gemeinhin gesagt wird, sie müssten die Schweiz umgehend verlassen“, erklärt Anni Lanz die Idee des „Solinetz“. Mittlerweile forderten auch die SP Schweiz mit ihrem neuen Migrationspapier und die Schweizer Flüchtlingshilfe in Presseverlautbarungen, dass, wer nach einem Asylverfahren kein Bleiberecht erhalte, weg müsse. Damit folgten sie einer sehr engen Interpretation des Schutzgedankens, meint Lanz. Chance auf Asyl habe nur, wer eine persönliche Verfolgung von grosser Intensität unmittelbar vor der Flucht nachweisen könne. Wer aber beispielsweise seine Existenzgrundlage und Familienangehörige aufgrund einer Klimakatastrophe oder Landenteignung verliere, falle aus dem System heraus und lande im Ausländerrecht auf der untersten Stufe, jener der Illegalisierten.

„Doch nur wenige gehen weg“, beschreibt Anni Lanz die Situation, und das sei schon immer so gewesen. „Wer lässt sich vorschreiben, in Armut und Unsicherheit zu Hause auszuharren? Immer mehr landen deswegen hier im Gefängnis.“ Wenn auf Kosten der Illegalisierten ein effizientes Asylwesen verteidigt werde und „echte“ gegen „unechte“ Flüchtlinge ausgespielt würden, so wolle das „Solinetz“ auf die Unschärfen und Widersprüche der Asyldefinition und der Migrationspolitik hinweisen.

Die ganze Bevölkerung ist aufgeteilt auf 26 Kantone, die mehr oder weniger auf autonome Weise funktionieren. Das macht aus der Schweiz ein föderalistisches System. Die Bundesregierung, die in Bern tagt, kümmert sich um die Innen- und Aussenpolitik des Staats. Die direkte Demokratie ist die Basis und eine der Besonderheiten des Schweizer Politiksystems. Dem Anschein zum Trotz sind die Beziehungen zwischen den einzelnen Beteiligten nicht immer zärtlicher Natur. Glücklicherweise führen diese Beziehungen allerdings nur sehr selten zu Konflikten. Was die Kultur betrifft, stehen die Schweizer in der jüdisch-christlichen Tradition. Aber auch wenn der Grossteil der Bevölkerung heute dieses Erbe für sich in Anspruch nimmt, praktizieren es nur wenige. Alle religiösen christlichen Feste, oder fast alle, werden eingehalten. Ein anderer Feiertag, der wichtigste in der Schweiz, ist der Nationalfeiertag am 1. August.

Ob er mit seinem richtigen Namen zeichnen wolle, frage ich C.S., als er mir seine Reportage aushändigt. – Nein, das wolle er nicht. Ich könne irgendein Pseudonym nehmen, meint er, welches sei ihm egal. – Er habe doch auch in Togo zum Teil schon unter Pseudonym publiziert, sage ich. Was für ein Pseudonym er da gewählt habe? – Das sei nicht wichtig, antwortet C.S., Montana oder Santana. Ich solle irgendwas nehmen. Also nenne ich ihn C.S., Carlos Santana.

Dem abgelehnten Revisionsgesuch ans Bundesgericht entnehme ich, was C.S. zur Flucht aus Togo bewegt hat. Sein früherer Direktor B.M. („Bob Marley“), mittlerweile als Flüchtling in der Schweiz anerkannt, habe ihn, C.S., gebeten, Nachforschungen über die Umstände der Ermordung eines Bekannten anzustellen. Mit B.M.s Bruder zusammen habe er sich deswegen an einen bestimmten Ort in Lomé begeben, wo er von Männern in Zivil angehalten und über den Grund des Aufenthalts an diesem Ort und die Beziehung zu B.M. befragt wurde. Da er und sein Begleiter eine Beziehung zu B.M. abgestritten hätten, seien sie in ein Haus von Kpatcha Gnassingbé (einem Halbbruder des Präsidenten) gebracht und dort verhört worden. Sie hätten die Aussage verweigert und seien daraufhin schwer misshandelt worden.

Dann habe man sie ins Haus des Bruders von B.M. zurückgebracht, wo u.a. das Archiv von B.M. mit belastenden Dokumenten gegen die Regierung versteckt gewesen sei. Weitere Misshandlungen seien die Folge gewesen. Ein wachhabender Soldat habe sie, als er erfuhr, dass sie Bruder und Vertrauter von B.M. seien, freigelassen. So sei ihnen die Flucht nach Ghana gelungen. Ghana allerdings lehne togolesische Flüchtlinge ab.

Das Gesuch beim Bundesverwaltungsgericht wurde unter anderem mit der Begründung abgelehnt, C.S. habe sich bei seinen Recherchen fahrlässig in Gefahr gebracht, seine Erzählung weise etliche Unstimmigkeiten und Fragwürdigkeiten auf, ausserdem lasse „die allgemeine Menschenrechtssituation in Togo den Wegweisungsvollzug zum heutigen Zeitpunkt nicht als unzulässig erscheinen“. Dieser Auffassung widerspricht Paul Jenkins, ebenfalls Mitglied des „Solinetz“ und ehemaliger Lehrbeauftragter für afrikanische Geschichte an der Universität Basel: „Togo ist eine Bananenrepublik, auch wenn sich die Situation in den letzten zehn Jahren leicht verbessert hat, und Journalisten sind da besonders gefährdet.“

Die Schweizer leben allgemein in grossen modernen Villen, so zum Beispiel in Genf, Zürich, Basel und so weiter. In diesen Agglomerationen, wo sich Entwicklung und Technologie verbinden, ist die Umweltverschmutzung omnipräsent. Auf dem Land leben vor allem die Bauern, die eine mechanisierte Landwirtschaft praktizieren, aber auch Schweizer, die sich für ein gutes Leben ohne städtische Verschmutzung entschieden haben.

Die Schweizer Landwirtschaft produziert Weizen, Gerste, Äpfel, Zuckerrüben, Kartoffeln und so weiter.

Dank der Dichte eines Strassen- und Schienennetzes von hoher Qualität funktioniert die Kommunikation zwischen den verschiedenen Ortschaften schnell und sicher. Wie die Mehrheit der Länder Westeuropas stellt die Schweiz eine Gesellschaft von hochentwickelter Technologie und grossem Konsum dar.

Kurz, sie ist ein reiches Land. War die Schweiz immer schon reich? Wie ist es dazu gekommen?

Ausschaffungs- und Durchsetzungshaft sollten gemäss Rechtsprechung liberaler sein als Straf- und Untersuchungshaft, hält Anni Lanz fest, doch das Gegenteil sei der Fall. Ausschaffungshaftsbedingungen seien grundsätzlich härter. Während im Strafgefängnis die Wiedereingliederung und berufliche Förderung eine wichtige Rolle spiele, ziele die Ausschaffungshaft darauf ab, den Inhaftierten jede Hoffnung auf eine Zukunft in der Schweiz auszutreiben und ihren Widerstandswillen zu brechen. Jedes Gefängnis habe dabei sein eigenes Regime und seine eigene Kultur. Im Basler Ausschaffungsgefängnis herrsche eine rigide, die Selbstbestimmung stark einschränkende Kultur. Wobei es auch da zum Glück einzelne Angestellte gebe, die den Insassen mit Wertschätzung begegneten.

Als das Gefängnis gebaut wurde, habe die Ausschaffungshaft noch maximal neun Monate betragen, sagt Anni Lanz. Meistens aber habe sie bloss kurze Zeit gedauert. Doch hätten beim Bau damals schon die heute geltenden liberaleren Bedingungen einer Administrativhaft mit eingeplant werden müssen. Sie frage sich, warum die Verantwortlichen bei der Fehlplanung damals nicht interveniert hätten: „Das Gefängnis enthält keine Gemeinschafts- und Fitnessräume, bietet keinerlei Rückzugsmöglichkeiten.“ Die Ausdehnung der Haftzeit auf bis zu 24 Monate (seit 2011 beträgt die maximale Haftdauer der EU wieder 18 Monate) lasse die Situation noch unerträglicher werden und führe unweigerlich zu etlichen psychischen und physischen Erkrankungen: „Die Klagen über gesundheitliche Beschwerden und das Gefühl, unangemessen behandelt zu werden, sind oft Schlüsselthemen bei unseren Gesprächen. Wir fühlen uns hilflos dabei“, sagt Anni Lanz, „ist doch die Haltung des Gesundheitspersonals uns gegenüber äusserst reserviert. Wir haben bei der Gefängnisleitung mehrfach auf mehr Möglichkeiten sportlicher Betätigung und die Reduzierung der Zelleneinschlusszeiten gepocht.“

Der einzige und wahrhaftige Reichtum der Schweiz waren seit je die Schweizer selbst. Da sie sich immer der Grenzen bewusst waren, die ihnen durch ihren Boden gesetzt wurden, haben sie sehr früh auf ihr menschliches Potential gesetzt.

Die Arbeit der Einwohner erlaubte dem Land, einen Wunschplatz an der Seite der grossen Mächte zu besetzen.

Heute werden Schweizer Markenprodukte in aller Welt gerne gekauft. Als Beispiele sind die Uhrmacherei, die Schokoladenherstellung oder andere Wirtschaftsbereiche zu nennen.

Von 17.00 bis 7.00 Uhr seien die Gefangenen in ihren Zellen eingesperrt und über Mittag noch mal zweieinhalb Stunden: „Es ist wie bei Demenzkranken in manchen Pflegeheimen“, erklärt Lanz, „die Betreuungskosten werden gesenkt, indem man sie bereits um fünf verköstigt und zu Bett bringt.“ Und mangels Gemeinschaftsraum müssten die Insassen im Bässlergut alle ihre Mahlzeiten in den abgeschlossenen Zellen einnehmen. Bloss rund sieben Stunden pro Tag könnten sie sich auf ihrer Etage bewegen.

C.S. ist 2009 in die Schweiz eingereist. Er war bereits in drei Asylzentren im Kanton Aargau gewesen, ehe er im September 2011 nach abgewiesenem Asylentscheid und abgewiesenem Revisionsgesuch ins Bässlergut nach Basel gebracht wurde. C.S. hat Familie, drei Kinder, die nach seiner Flucht ebenfalls nach Ghana ausgewandert sind und sich noch heute dort aufhalten. Eine Beschwerde beim europäischen Menschengerichtshof in Strassburg ist hängig. So lange, meint C.S., könne er nicht ausgeschafft werden: „Wenigstens bis Mitte Mai.“

Auch das Besuchsrecht von nahen Angehörigen, meint Anni Lanz, sei im Bässlergut stark eingeschränkt. So sei kürzlich die schwangere Ehefrau eines Arrestierten aus dem Aargau angereist und am Eingang abgewiesen worden, weil sie sich nicht mit offiziellem Dokument und Foto habe ausweisen können. Dabei könne sie als Illegale ein offizielles Dokument mit Foto gar nicht besitzen. Besonders schlimm, sagt Anni Lanz, sei die erzwungene Trennung für die Kinder. „Im Besuchsraum erleben wir oft solche Dramen: Kinder, die sich an ihren Papa klammern und nicht verstehen, warum der nach dem Besuch nicht mitkommt.“

Er könne sich in seiner Zelle nur schwer konzentrieren, sagt C.S., als ich seine Reportage überflogen habe, immer sei etwas los, zu viel Lärm, zu viele Leute. – Ob er nicht etwas persönlicher habe schreiben wollen, frage ich. – Nein, sagt C.S., über Persönliches schreibe er nicht. Er wolle „nicht im Licht stehen“.

Dieser Erfolg könnte sich nicht einstellen ohne einen Faktor, der aus der Schweiz ein ganz spezielles Land macht. Die Schweiz ist das einzige Land der Welt, das gegenüber geopolitischen Gruppen, die im Konflikt miteinander stehen, seine Neutralität erklärt hat. Dies erlaubt es ihr, sich aus globalen Konflikten herauszuhalten.

Dieser neutrale Status bringt der Schweiz Vertrauen und Glaubwürdigkeit aus der Sicht ihrer Verhandlungspartner ein. Dies wiederum trägt zum Erfolg ihrer als sicher geltenden Banken bei. Der Schweizerfranken ist die gebräuchliche Währung.

Die Stabilität der Wirtschaft hat es der Schweiz erlaubt, der kräftigen Welle von Krisen zu widerstehen, denen Europa und der Rest der Welt zum Opfer gefallen sind. Diese Besonderheit des neutralen Landes hat auch internationale Organisationen wie die UNO ermutigt, ihre Sitze in Genf zu installieren. Man kann also leicht verstehen, dass die Schweiz eine entscheidende Rolle in der Regelung von bewaffneten Konflikten und in der Bereitstellung von humanitärer Hilfe in Kriegszonen und Katastrophengebieten aller Art spielt.

Dieser Blick enthüllt das Beispiel eines Volks, das von einem Willen zum Sieg angetrieben wird, eines Volks, das an seine Bestimmung glaubt und das Diktat eines wie auch immer gearteten anderen Staats zurückweist, sei er auch noch so mächtig.

DAS GROSSE INTERVIEW

Paradeplatz West

Annette Gigon, Architektin des Prime Towers, und Philipp Klaus, Wirtschafts- und Sozialgeograph, sprechen mit Daniel Binswanger über das Urbanisierungsproblem Zürichs

Philipp Klaus Ich bin ein grosser Fan des Prime Towers. Ich schau' das Teil immer an, aus allen Perspektiven, zu allen Wetterlagen (Anm.: zeigt Bilder). Aber wenn man jetzt aus dem Bahnhof Hardbrücke hochkommt, dann passiert das hier (Anm.: zeigt ein Bild). Plötzlich steht man vor diesen reservierten Parkplätzen der Anwaltskanzlei.

Annette Gigon Interessant, ich habe sie noch nicht in Betrieb gesehen.

PK Es sind etwa 20 Parkplätze, mitten auf dem Platz zwischen Bahnhof und Prime Tower. Am Morgen und am Abend „stürcheln" tausende von Leuten zwischen diesen versenkbaren Bolzen, die die Parkplätze absperren, und den Tafeln zur Parkplatzbeschriftung durch.

AG Über die Form der Anzeigen sind wir Architekten auch nicht ganz glücklich, stimmt – wir konnten nicht alles bestimmen. Die Ausgestaltung dieser Poller und Flächen ist in Zusammenarbeit mit der Stadt und auch der SBB erfolgt. Die Parkplätze können aber stündlich neu programmiert und so den verschiedenen Mietern zugeordnet werden. Aber dass der neue Maag-Platz am Bahnhof Hardbrücke, der ja privater Grund ist, öffentlich zugänglich und überdies verkehrsfrei ist, ganz im Unterschied zum Zürcher Hauptbahnhof, das ist grundsätzlich schon einmal ein riesiger städtebaulicher Gewinn.

PK Keine Frage. Gerade deshalb finde ich es wahnsinnig, dass der Platz jetzt so kannibalisiert wurde.

AG Ich muss noch etwas hinzufügen. Im Prime Tower samt Nebengebäuden gibt es 3000 Arbeitsplätze, aber in der zugehörigen Tiefgarage wurden nur 150 Parkplätze geschaffen. Das Gebäude kommt den Autofahrern also wirklich nicht übermässig entgegen!

PK Keine Frage. Ich erwähne es nicht als Kritik an der Architektur, aber diese reservierten Parkplätze sind eine typische Exklusivitätsgeschichte. Alles wird exklusiv.

Daniel Binswanger In einem Interview hast Du vor knapp zwei Jahren gesagt: „Der Prime Tower ist eine Erweiterung des Zürcher Paradeplatzes."

PK Die Idee hinter dieser Aussage ist natürlich, dass in Zürich West die Hochfinanz, zum Beispiel die Deutsche Bank, und Ihre BeraterInnen Einzug halten, also die Wirtschaftsanwälte. Darin besteht die Erweiterung des Paradeplatzes, eine inhaltlich-funktionale Erweiterung.

DB Was mit Zürich West geschieht, wäre das überhaupt vermeidbar?

PK Ja, das wäre schon vermeidbar, wenn man es vermeiden wollte. Allein das will man nicht unbedingt. Da ist ein politischer Aushandlungsprozess geschehen. 1990 stand Hans J. Bär auf der Hardbrücke und hat bereits damals gesagt: Das gehört alles uns, das ist alles für den Finanzsektor. Damals erlebte dieser Sektor eine expansive Phase. Zugleich steckte die Industrie in der Krise. Viele Industrieareale lagen brach, aber es wurde nicht neu investiert. Für die Kultur- und Kreativwirtschaft war es das Eldorado. Es ist ein ganz grosses Glück, dass es 20 Jahre gedauert hat, bis der Immobilienboom eingesetzt hat, ein Glück für Zürich als lebendiger Kulturstandort.

> „Es ist ein ganz grosses Glück, dass es 20 Jahre gedauert hat, bis dieser Immobilienboom eingesetzt hat."

AG Nicht zuletzt dank der Stadträtin Koch, die diese Industrieareale schützen wollte, gab es diese Karenzzeit von 10, 15 Jahren und es gab Zeit für fundierte Planungen. Heute ist das Spannende ja gerade, dass es noch eine Art Zusammengehen gibt von Kreativwirtschaft und Dienstleistung: Da gibt es beispielsweise die Low-Budget-Kultur der Helsinki-Bar, während man daneben die Anwälte im Prime Tower hat, mit Spraykunst von Katharina Grosse auf den Bürokästen.

DB Die Lokale an der Geroldstrasse existieren noch, aber es findet nun ein Verdrängungsprozess statt.

AG Ja, auch ein Wandlungs- und Verdichtungsprozess zugunsten eines polyzentrischen Zürich. Und nichts desto trotz: Wenn man schaut, wie sich die Bar unten im Prime Tower einrichtet – die hat ungefähr den gleichen Groove wie das Helsinki. das ist doch interessant! Und dass der alte Industriebau, das ‚Diagonal' als Zeitzeuge stehen bleiben konnte, unterstützt die bauliche und nutzungsmässige Durchmischung noch weiter. Das alles gleicht dem Paradeplatz überhaupt nicht und hat doch die Anziehungskraft eines neuen Zentrums.

DB Der Slogan „Zürich ist gebaut" und das defensive Entwicklungskonzept von Stadträtin Ursula Koch gelten heute als überholt. Beides hat viele Leute geärgert, weil Projekte auf Eis waren. Aber es hat also auch positive Effekte gehabt?

AG Wir hatten damals auch noch kein Projekt hier in Zürich, also auch keines, das auf Eis gewesen wäre. Wir hatten zuerst Projekte in Davos, in Winterthur gewonnen und erst später zwei Einfamilienhäuser in Zürich…

PK Die Rolle von Ursula Koch ist umstritten. Zum einen gibt es viele Leute, die sagen, das war ein Riesenverdienst. Zum anderen hört man, dass sie die Wirtschaftsentwicklung behindert hat.

DB Kehren wir in die Gegenwart zurück. Lässt sich für Zürich West die Überschneidung von Kreativwirtschaft und Business noch aufrechterhalten oder wird Zürich West einfach ein sehr teures Geschäftsviertel, wobei die Frage dann wäre, wo in Zürich sonst die Kreativwirtschaft stattfindet?

PK Im Kreis 5 wird ein neues Quartier gebaut – noch in diesem Jahr werden zusätzliche 2000 Leute dorthin ziehen. Das bringt grosse Änderungen mit sich. Die Subkultur dürfte weitgehend verschwinden. Das Gebiet vom Viadukt bis zum Hauptbahnhof wird, böse gesagt, das „Negerdörfli" von Zürich. Das ist meine These für den oberen Kreis 5.

DB Was meinst Du mit „Negerdörfli"?

PK Das waren die Hütten, die früher in den Zoos hingestellt wurden. Da konnte man dann schauen, „wie die da leben".

AG Mit grossen Fenstern für die Ein– und Aussicht.

> „Der obere Kreis 5 wird das ‚Negerdörfli' von Zürich"

PK Von den grossen Fenstern kann man natürlich schön runter schauen. Auf diese These bin ich unter anderem gekommen, als ich die Vermarktungsstrategie des Löwenbräu-Hochhauses angeschaut habe. Man kann mit dem Lift herunterfahren und – so heisst es in der Broschüre der Löwenbräüüberbauung – ins Leben eintauchen „wie in Paris". Illustriert wird das mit einem Bild der Josefswiese. „Wie in Marokko" wird illustriert mit dem Café Blunt. „Wie in New York" – da ist dann irgendeine Strassenszene abgebildet. Leute, die sehr wenig verdienen, werden weiterhin den Charme ausmachen, während gleichzeitig das ganze Quartier voll von Porsche Cayennes sein wird, von Range Rovers oder was auch immer. Hier wird es starke Friktionen geben.

AG Ich habe nichts gegen die Durchmischung. Ich finde es spannend, dass es einerseits die einfachen Lokale und die Genossenschaftswohnungen gibt und dass sich andererseits auch vermögendere Leute hier ansiedeln. Von mir aus müssen die Leute, die hohe Steuern zahlen, nicht unbedingt alle seeaufwärts wohnen. Für das Löwenbräuareal gab es vorgängig einen Gestaltungsplan, der vorsah alles neu zu bebauen. Doch dann hat man gemerkt, wie erfolgreich die alten Gemäuer sind, um Kunst und Kultur darin zu beherbergen. Das war der Vorteil des neuen Projekts, dass die alte Bausubstanz bestehen blieb, während die gegebene Ausnutzung realisiert werden konnte, indem man mit dem Hochhaus verdichtet hat. Es geht beim Löwenbräuprojekt nicht zuletzt um gebaute Koexistenz von Alt und Neu und von Kultur-, Wohn- und Geschäftsnutzungen.

> „Mit günstiger Bauweise kann man hohe Bodenpreise nicht wettmachen"

DB Was wäre denn die Alternative zum „Negerdörfli"? Man könnte den Anteil der Genossenschaftswohnungen einfach abbauen – dann hätte man aber keine Durchmischung mehr.

PK Mit der jüngsten Abstimmung wird der Anteil sogar von 25 auf 33% erhöht. Aber die viel gepriesene Durchmischung läuft immer nur in eine Richtung. In Gebieten mit schwachen Einkommen werden teure Wohnungen hingestellt. Am Zürichberg werden aber keine Wohnungen für sozial Schwache gebaut. In Zürich West ist der Zug bereits abgefahren. Im Moment sind 1300 Wohnungen am entstehen. Von diesen werde ich selber mir keine leisten können.

AG Ja, selbsttragenden, günstigen Wohnraum kann man nur schaffen, wenn die Bodenpreise vernünftig sind. Mit günstiger Bauweise kann man hohe Bodenpreise nicht wett machen. Das Bauen von billigem Wohnraum in teuren Wohnlagen funktioniert aber da und dort, weil eine Genossenschaft oder die Stadt den Boden schon besitzt.

PK Man sollte aber auch sehen, dass die Genossenschaftsgeschichte ein harter Kampf war. Es war eine extrem harte Auseinandersetzung und eine grosse Errungenschaft, dass in Zürich Genossenschaften entstanden. Im bürgerlichen Zürich gab es dann keinen kommunalen Wohnungsbau mehr, ausser ein wenig in den 80er Jahren.

AG Es gab in den 60er und 70er Jahren grosse kommunale Projekte, zum Beispiel die Hardtürme, das Lochergut, die Grünau. Dies waren städtebauliche Kraftakte und Pionierprojekte im Wohnungsbau. Interessanterweise kamen in den 80er Jahren gerade diese Hochhausbauten in Verruf, weil man sie assoziiert hat mit sozialen Problemen. Kaum fiel mal etwas vom Balkon, stand nachher in der Zeitung: „Bloss keine Hochhäuser", „unmenschliche Bauerei", „Die Mutter kann vom 10. Stock nicht mehr zum Kind hinunterrufen". So lautete damals das Urteil über Hochhausprojekte. Jetzt dreht sich das plötzlich wieder, nun hört man „für die Reichen werden Türme gebaut, nicht für uns".

PK Aber genau das passiert doch jetzt in Zürich West.

AG Die neuen Häuser stehen auf Grundstücken, wo früher Industrie war, es wird zusätzlicher Wohnraum geschaffen, nicht bestehender verdrängt. Daneben gibt es immer noch die günstigen Wohnungen der Genossenschaften und der Stadt, übrigens auch hohe Häuser im Quartier, wie etwa am Viadukt die Hochhäuser der Tramfahrergenossenschaft.

PK Der Kreis 5 wird jetzt regelrecht den Reichen verkauft. Die Konsumationspreise werden steigen, die Klientel im Santa Lucia wird sich verändern, ebenso im Café Blunt – gut, das kann sich auch heute nicht unbedingt jeder leisten. Alle diese Dinge werden sich stark verändern.

AG Ist es nicht eine graduelle Geschichte? Wieviel, wovon? Vor zehn, fünfzehn Jahren kämpfte man dafür, dass die Langstrasse nicht dem Rotlicht-Business überlassen wird. Damals war man froh, dass der Galerist Ivan Wirth mitten im Kreis 4 sein Haus bauen liess oder dass Andy Stutz mit Fabric Frontline bei der Kaserne „ausharrte" oder dass Meili, Peter im Kreis 5 das Kino Riffraff bauten. Es hat sich seither einiges verändert, Zürich ist in den Augen von vielen attraktiver geworden. Ich beurteile die heutige Entwicklung positiv, solange es eine Durchmischung gibt. Die angenommene Intiative von 33 Prozent genossenschaftlicher oder kommunaler Wohnungen ist dafür ein starkes Regulativ.

PK Es ist aber schon so, dass die Preise extrem gestiegen sind. Noch vor zehn Jahren hat die Stadtentwicklung Zürich gesagt: Gentrification gibt es nicht. Inzwischen kann man in Studien zeigen, dass die Mieten konstant steigen.

DB Wäre dies überhaupt vermeidbar gewesen, bei der Zuwanderung, wie sie in den letzten 10 Jahren in die Zentren lief? Etwa indem man wahnsinnig viel gebaut hätte, kommunal beispielsweise?

PK Zuwanderung ist nicht die ganze Geschichte. Man hat auch im Mietrecht Einschränkungen gemacht. Die jetzige Situation ist mit eine Konsequenz daraus.

DB Etwas anders gefragt: Könnte eine höhere Dichte, könnten mehr Türme die Probleme der sozialen Verträglichkeit lösen?

AG Dichter bauen, höher bauen ist sicher eine Möglichkeit, um mehr Wohnraum anzubieten und dabei nicht zu viel Land zu verbrauchen. Die Belichtung wird aber alsbald zum Problem. Die 2-Stundenschattungsregelung in Zürich berücksichtigt dies und verhindert, dass sich Hochhäuser nahe zueinander gruppieren lassen.

PK Auch bei den Genossenschaften der Agglomeration ist die Verdichtung ein Riesenthema. Da haben die Leute Angst vor Verdichtung. Die sagen, dann kommt ein Ghetto, besonders was die Hochhäuser betrifft.

DB In Zürich folgen die meisten Wohnquartiere, ausser die ganz zentralen, dem Gartenstadtkonzept. Da ist Dichte nur sehr begrenzt möglich. Es sind auch keine Häuserzeilen möglich und nur drei Etagen. Da wäre doch viel Luft.

PK Ganz viel Luft. Diese schöne alte Gartenstadt nach Steiner – alles wunderbar, aber sie ist nicht mehr zeitgemäss.

DB Wie wär's mit folgendem Fazit: In Zürich West funktioniert die Urbanisierung, man kann sie kritisch beurteilen oder positiv. Das eigentliche Urbanitätsproblem von Zürich betrifft aber den zweiten Ring, gerade auf Genossenschaftsebene.

AG Viele Genossenschaften sind involviert, ja, aber sie haben viel Potential, verwalten grosse Parzellen und werden bei Wettbewerben überdies von der Stadt beraten und begleitet. Ich sehe den Clinch aber vielmehr dort, wo Stadt und geschützte Dorfkerne zusammenprallen, auch in Einfamilienhauszonen. Dort, wo sich die Stadt aber strukturiert ausdehnen kann, Industriebrachen zu urbanem Raum werden, ja selbst wenn Wiesland zu Stadt wird, etwa wie beim Glattpark, geht die Entwicklung der Verdichtung einigermassen schmerzlos vonstatten.

PK Können wir nochmal zurückkommen auf den Prime Tower? Gestern habe ich von meinen Nichten gehört, man könne im Clouds nicht unter 25 Jahren etwas trinken gehen. Das finde ich ungeheuerlich.

AG Das gilt neuerdings ab einer gewissen Uhrzeit und zu den Stosszeiten. Man muss folgendes sehen: Es ist nicht ganz einfach, ein Restaurant in einem Hochhaus zu bewirtschaften, und im Moment schafft die grosse Neugierde und der grosse Ansturm auf das Clouds auch Kapazitätsprobleme. Das Grundkonzept ist aber absolut nicht „high eyebrow", sehr im Gegensatz zu dem, was ich von anderen speziellen Locations kenne in Zürich. Im Restaurant kann zwar reserviert werden und es ist jetzt auch auf Wochen hinaus ausgebucht, aber für den Bistroteil und die Bar gibt es keine Reservationen, eben damit alle hochfahren können. Unter der Woche, kann man über den Maag-Platz im E&Y-Gebäude durch das Atrium gehen und dort in der Cafeteria etwas trinken oder essen, recht günstig übrigens. Man kann dort in den Knollsesseln sitzen und einen Cappucino trinken. Es ist alles öffentlich zugänglich.

DB Die Cafeteria ist öffentlich?

AG Ja, auch die Kantine über Mittag.

DB Dann gehen wir da mal hin.

Schreiben & Kohle

VON SIBYLLE BERG

Dass ich mit dem Verfassen von Büchern Geld verdienen würde, war nicht zu erwarten gewesen, als ich zu schreiben begann. Da dachte ich nicht über Geld nach, über das Leben und dass es irgendwann hauptsächlich darum gehen würde, wieviel Auflage man macht, und wieviel Vorschuss, und ob man den mit dem Verkauf wieder reinholt, und wo man liest, und wieviele dann kommen, das alles waren keine Themen, es war Osten, ich war jung, und schrieb ohne ein anderes Ziel zu haben, als irgendwann eine direkte Verbindung von Gedanken zum Papier herstellen zu können. Bis mir das gelang, vergingen zwanzig Jahre.

Ich war im kapitalistischen Teil des Landes angekommen und hatte mich daran gewöhnt, wenig Geld mit wenig Arbeit zu verdienen. Mit dem Fahren von Transportern, dem Reinigen von Büros. Es fiel nicht auf, damals, mit Anfang dreissig ohne festes Einkommen zu sein, es war die Zeit vor der totalen Ausbeutung. Ich schrieb ungefähr tausend Kurzgeschichten und zwei Bücher. Das dritte fand nach fünfzig Absagen einen Verlag, ich war immer noch Anfang dreissig und verfügte im Monat ungefähr über 600 Mark. Das erste veröffentlichte Buch verkaufte sich vermutlich hunderttausend Mal, es war ein Taschenbuch, ich habe keine Ahnung, was ich verdiente, 7% von 8 Euro, Zahlen sind nicht meine Stärke, reich war ich immer noch nicht, ich schrieb am neuen Buch, nebenher Essays für Zeitungen, die auf einmal gefragt waren, nachdem ich so ein tolles Buch geschrieben hatte, ich schrieb ungefähr acht Stunden am Tag, und Angst hatte ich nur davor, nichts zu schaffen, das mich zufrieden machte. Ich bin nie zufrieden. Ich bin ein Dauerversager. Aber sehe wenigstens ordentlich aus. Die absurde Idee, dass man als Autor reich werden könnte, wird genährt von den Millionen-Auflagen singender Fernsehmoderatoren, die alle Jahre wiederkehren und über ihre Wanderungen oder ihre Geschlechtsteile schreiben.

Die meisten Autoren haben wenig Geld. Sie tingeln durch das Land, lesen jeden Abend vor drei bis zehn Zuhörern in Landkirchenfrauenheimen, sie gehen in Radiostudios, sprechen kleine Geschichten ein, sie reden mit Menschen von Stipendienvergabestellen, die sie, müssten sie es nicht, normalerweise nicht grüssten, sie schreiben für Zeitungen, für die Werbung oder sie heiraten jemanden, der eine Anstellung hat. Vielleicht ist ein Prozent der Schriftsteller reich. Stinkreich, CEO-reich ist keiner, aber Wohlstandsbauch-reich. Ein Prozent. Zehn Prozent können vom Schreiben leben, der Rest hat irgendeinen Job nebenher. Ich werde immer wieder gefragt, was ich denn neben dem Schreiben so beruflich tue. Nichts, leider, denn irgendwann ist es zu spät. Da fällt man in Ermangelung von Jugend und Ausbildung durch die Raster der Jobcenter und kann nur weiterhoffen, dass das nächste Buch einschlägt, das nächste Ding. Ich kann meine Familie heute vom Schreiben finanzieren. Ich schreibe im Wechsel Bücher, Theaterstücke, Kolumnen, und werde seltsam verachtet, wenn ich, um für den Verkauf des Buches oder Stückes, an dem ich ein bis zwei Jahre gesessen habe, werbe. Im Fernsehen. Wie furchtbar. Sie geht ins Fernsehen. Sie macht Interviews. Wie sie sich produziert. Wie sie aussieht. Wie blöd sie redet. Sie muss ja reich sein, wer im Fernsehen ist, muss doch Geld ohne Ende haben. Das kann doch keine ordentliche Autorin sein, wenn sie versucht, im Fernsehen auf ihre Produkte hinzuweisen. Oder in Interviews, oder bei Lesungen. Was, da will sie auch noch Geld dafür?

Geld hat mich verändert. Ich muss in die Öffentlichkeit, aber alle müssen ja irgendetwas, was sie nicht mögen. Man kommt mit wenig nicht mehr durch, wie in den 80er Jahren. Ausser man zieht in den Wald. Legt sich ein Fell um, das vielleicht noch zuckt. Der Verlag muss Bücher verkaufen, und seine Mitarbeiter ernähren, der Buchhändler muss verdienen, der Drucker, weiss der Teufel wer sonst noch. Irgendwann wird das Schreiben ein Beruf und dann ist es kein Hobby mehr, irgendwann kann man es, nach zehn Jahren lernen kann man es, und will nicht mehr gefragt werden, was man so hauptberuflich macht. Für jeden Arbeitnehmer ist es selbstverständlich, Geld zu erhalten, ein Autor soll bitte schön umsonst arbeiten. Was machen eigentlich Investmentbanker so hauptberuflich?

Wenn ich könnte, würde ich einen Bestseller schreiben. Das ist neben der Frage nach dem Beruf die nächst häufig gestellte: Warum schreibst du denn nicht mal einen Bestseller? Sowas wie Stephen King oder Danielle Steel. Weil ich dazu nicht tauge, muss ich dann sagen. Ich kann keine Stile kopieren, ich kann keine Sexbücher schreiben, keine Historienromane, keine Krimis. Ich kann nur über das schreiben, was mich gerade beschäftigt und meine Obsessionen werden nicht von Millionen geteilt.

Natürlich bin ich sehr neidisch auf Bestsellerautoren. Ich beisse in die Kissen vor Neid, Bestseller hiesse, mal einen Urlaub zu machen, in dem ich nur an die Wand schaue. Ich schaue unglaublich gerne Wände an, aber dazu komme ich kaum, ich muss ja schreiben, weil mich keiner davor gewarnt hat. Ich würde heute jeden warnen. Ich träume davon, Wissenschaftlerin zu sein. Unangetastet von Meinungen anderer. Keiner käme in meinem Labor vorbei und würde eine Meinung zu meiner Forschung über die Membran im Bereich des Axon- oder Dendritenendköpfchens äussern. Keiner würde sagen: Du, deine Forschung ist so dumm, aber nimm es nicht persönlich, ich meine, man muss doch mit Kritik leben können, wenn man sich in die Öffentlichkeit begibt. Ich begebe mich nicht in die Öffentlichkeit, darum schreibe ich doch, weil ich mit der Öffentlichkeit nicht klarkomme, mit Kollegen nicht, mit Menschen nicht, aber weil heute alle schreiben, muss ich die Ware verkaufen, dann muss ich ins Fernsehen, dann muss ich mich verächtlich ansehen lassen. Jede veröffentlichte hämische Kritik kostet mich verkaufte Bücher. Ich muss das persönlich nehmen, ich lebe davon, und wenn ein Kritiker seine Vorurteile gegen mich, weil ich ja im Fernsehen war, aufschreibt, weil er mich nicht leiden kann, weil er mal ein Foto gesehen hat, dann muss ich davon ausgehen, dass er mich vernichten will. Ich werde irgendwann einen bissigen Hund haben. Einen Journalistenhund.

So beeinflusst das Geld meine Arbeit. Ich werde immer langsamer und die Welt immer teurer und wäre ich Wissenschaftlerin geworden, könnte ich in meinem Labor stehen, und Dendritenendköpfchen streicheln. So mache ich eben weiter, es ist nicht das schlechteste Leben, es geht mir wie den meisten, die Probleme beginnen mit dem Verlassen des Hauses.

DAS THEATRALISCHE DES GUTEN LEBENS

Essay von Robert Pfaller

01

Der Soziologe Richard Sennett hat in seiner Studie „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ (1974) gezeigt, dass die Öffentlichkeit ein theatralischer Raum ist: Sie besteht aus Orten, die wie Bühnen funktionieren. Dadurch verschafft sie den Individuen das Gefühl, betrachtet zu werden und sich demensprechend benehmen zu müssen. In der Öffentlichkeit hat man eleganter, entspannter, zufriedener aufzutreten, als man vielleicht in Wirklichkeit zu sein meint; man hat sich ein bisschen besser zu kleiden, sich gelassener zu bewegen, formeller zu sprechen, Hochsprache statt Dialekt, in Höflichkeitsformen anstatt von Vertrautheitsformen. Die Öffentlichkeit lehrt also die Individuen, als Schauspieler ihrer selbst aufzutreten. Sie veranlasst sie dazu, eine Trennung einzuführen zwischen ihrer privaten Person und ihrer öffentlichen Rolle. Nicht nur in den im engeren Sinn als Theater bezeichneten Räumen gibt es also Schauspiel, sondern auch überall dort, wo es Öffentlichkeit gibt und wo mithin das Schauspiel der Zivilisiertheit zur Aufführung gelangt.

02

Da nun in diesem Schauspiel der Zivilisiertheit das Gelingen des Guten dargestellt wird, ist das Genre dieses Schauspiels die Komödie. Tragisch ist man vielleicht zu Hause, als private Person; die Rolle hingegen, die man in der Öffentlichkeit spielt, gehört notwendigerweise zum Fach der Komödie. Der Philosoph Alain hat auf diese Komödien-Dimension des zivilisierten Verhaltens hingewiesen. Er schreibt:

„Die Gesten der Höflichkeit haben grosse Macht über unsere Gedanken; und es hilft sowohl gegen schlechte Laune wie gegen Magenschmerzen, wenn man Liebenswürdigkeit, Wohlwollen und Freude mimt; die dazu erforderlichen Bewegungen – Verbeugungen und Lächeln – haben nämlich das Gute, die ihnen entgegengesetzten Bewegungen des Zorns, des Misstrauens und der Traurigkeit unmöglich zu machen. Darum sind gesellschaftliche Veranstaltungen so beliebt: sie geben Gelegenheit, das Glück zu mimen; und diese Komödie heilt uns mit Sicherheit von der Tragödie, was nicht eben wenig ist.“

03

Alain bemerkt sehr hellsichtig, dass dieses Theater, das die Leute in der Öffentlichkeit zu spielen haben, keineswegs Heuchelei ist. Von der „Komödie“ gehen echte, heilende Wirkungen aus. Wir verbergen unsere wahren Gefühle nicht hinter bloss gespielten, sondern wir produzieren vielmehr echte, neue Gefühle anstelle derjenigen, die sich vielleicht nur durch ihre Traurigkeit als wahr aufspielen konnten. Wenn wir so tun, als ob wir froh wären, dann werden wir auch wirklich froh. „Unsere wahren Gefühle sind deshalb Werke“, schreibt Alain. Immanuel Kant erachtete diese Macht des Augenscheins für so gewaltig, dass ihm die Höflichkeit sogar fähig schien, aus Menschen moralische Wesen zu machen. Das Spielen von Wohlwollen und Sorge um den Anderen könne, gerade weil niemand dabei getäuscht würde, die Spielenden selbst erfassen und ihre innersten Gefühle zum Besseren verändern.

04

Alains Gedanke, dass das theatralische Spielen uns glücklich machen kann, lässt sich auch umkehren. Wir können dann sagen: Glück gibt es nur dann, wenn zumindest ein Minimum an Theater im Spiel ist. Oder, anders formuliert: Nur als öffentliche, gesellschaftliche Wesen können Menschen glücklich sein. Der Mensch ist nicht nur deshalb ein gesellschaftsbezogenes Tier, ein Zoon politikon, weil er grössere Verbände bilden muss, um überleben zu können. Auch seine Glücksfähigkeit hängt in elementarer Weise davon ab, wie gut ihm dies gelingt.

05

Diese These widerspricht einer geläufigen Auffassung, derzufolge das Glück für die Menschen etwas Naheliegendes, Leichtes wäre. Menschen wären demnach von Natur aus strikt lustorientierte Wesen, die nur durch mühevolle Anstrengung und Erziehung ein Stück weit dazu gebracht werden könnten, sich auch höheren, sozialen Aufgaben zuzuwenden. Selten jedoch erschien dieses Bild so unhaltbar wie angesichts der gegenwärtigen Verhältnisse: Nichts scheinen Menschen (wenigstens in den privilegierten kapitalistischen Ländern) gegenwärtig so sehr zu verabscheuen wie die Aussicht auf Glück oder Genuss. Alkoholgenuss wird suspekt, die Tabakkultur mithilfe von Plebisziten verboten, Sexualität wird anhand prominenter Fälle vorzugsweise in die Nähe des Verbrechens gerückt, und alles, was auch einmal ein Vergnügen war, wie zum Beispiel Studieren, wird durch kleinlichste Reglementierung in ein Hamsterrad verwandelt, das sich, wenn schon durch nichts sonst, nicht einmal durch europaweite Kompatibilität auszeichnet. Dabei war das vor kurzem noch ganz anders, wie die Älteren noch wissen und wie man in Filmen sehen kann, deren Darsteller sogar noch leben.

06

Wie konnte es eigentlich kommen, dass eine ganze Kultur innerhalb von weniger als zwei Jahrzehnten so gut wie alle ihre Lustmöglichkeiten zu fürchten und zu bekämpfen begann – ganz so, als wären es, nach dem Wort von Heinrich Heine, gefallene Götter, die den Menschen nun als Dämonen erscheinen? Was hat uns dazu gebracht, unsere besten Genüsse zu dämonisieren? – Den eingangs entwickelten Überlegungen folgend, müssen wir die Antwort auf der Ebene des Theaters suchen. Hier muss sich etwas Entscheidendes verändert haben. Die plötzliche Feindseligkeit gegen das Glück verdankt sich offenbar einem Verlust an Theater. Bis vor 15 Jahren hatten Menschen in der Öffentlichkeit noch das Gefühl, eine bestimmte Rolle spielen zu müssen. Sie fühlten sich verpflichtet, sich anders zu zeigen, als sie sich innerlich vielleicht fühlten. Genau so lange wurde der geniessende Andere als jemand wahrgenommen, der im Genuss einer Pflicht folgt. Dadurch erschien sein Genuss als etwas Soziales, Teilbares: Der Andere rauchte zum Beispiel, um mir durch seine vornehme Ruhe und Entspanntheit angenehm zu sein.

Ab Mitte der 90er Jahre hingegen traten Menschen (wie man zum Beispiel im Fernsehen beobachten konnte) auch in der Öffentlichkeit nur noch als Privatpersonen auf. Dadurch erschien ihr Genuss nicht mehr als Teil der Rolle und als soziale Pflicht, sondern als Neigung – als obszöne Privatpassion: Der Raucher schien seine private Anhänglichkeit an die Droge nun rücksichtslos in die Öffentlichkeit zu tragen, wo er mich doch nur schädigen kann. So wurde der Genuss des Anderen zu einem neidvoll beobachteten Ärgernis und der eigene zu einem Makel. Der Verlust der Trennung zwischen öffentlicher Rolle und privater Person, den Richard Sennett 1974 hellsichtig konstatierte, hat uns zu unkomödiantischen, ausschliesslich privaten Wesen werden lassen; dadurch sind uns die mit der früheren öffentlichen Rolle verbundenen gesellschaftlichen Verpflichtungen zum Genuss abhanden gekommen; und deshalb können wir, obwohl wir von immer mehr Genussmöglichkeiten und Konsumgütern umzingelt sind, den Genuss nicht mehr ertragen – weder den der anderen noch den eigenen.

07

Freilich ist dieser Verlust an Genuss und an öffentlicher Komödie nicht auch schon ein Gewinn an Wahrheit – wie es mitunter immer noch emfpunden wird (sowohl in der Alltagskultur wie in der Kunst), etwa wenn man die Vernachlässigung von Formen oder deren mangelhafte Beherrschung als Triumph ungekünstelten Verhaltens, theaterfreier Authentizität oder von sachlichem, wirklichkeitsnahem Dokumentarismus bejubelt. Wir haben jedoch nicht die Kunst verlassen, sondern nur das Genre gewechselt. Wenn wir nicht mehr Theater spielen, dann spielt das Theater uns. Wenn wir uns nicht mehr mithilfe der Komödie Geselligkeit und Genussfähigkeit verschaffen, ergreift die Tragödie von uns Besitz; sie privatisiert uns, macht uns dem Glück gegenüber gehässig und lässt uns unsere Verbissenheit ins Unglück als vermeintliche Charakterstärke und Wahrhaftigkeit erleben. Die Vorherrschaft der Tragödie im Leben zeigt sich daran, dass den Leuten jede Distanz zu ihrer Rolle verloren geht.

08

Wenn wir uns – mangels Distanz zur Rolle – als homogen empfinden und nicht zu spielen meinen, dann wird der Genuss für uns unerträglich. Das liegt daran, dass in jedem Genuss eine Illusion steckt, an die wir nicht glauben: Wenn wir im Lokal an der Ecke gegrillten Fisch essen, können wir uns einen malerischen Hafen am Meer vorstellen; wenn wir uns mit einem geländegängig wirkenden Auto in der Stadt bewegen, eine Existenz als naturverbundene Landadelige, etc. Auch die Freuden von Theater und Kino setzen solche nichtgeglaubte Illusionen voraus: Wir sind gebannt oder brechen in Tränen aus, und man könnte glatt glauben, wir fürchteten um die Protagonisten oder wären traurig (wir selbst glauben es nicht). Nur wenn wir die Illusion durchschauen und nicht an sie glauben, können wir Lust empfinden: Das trompe-l'oeil-Gemälde, das uns eine geborstene Glasplatte über einer Landschaftsdarstellung zeigt, erheitert uns, weil wir das geborstene Glas als gemalt erkennen. Würden wir der Täuschung erliegen und das Ganze für einen Transportschaden halten, wäre unser Genuss dahin.

In diesem oft unscheinbaren Element von nichtgeglaubter Illusion liegt der Grund, weshalb jegliche kulturelle Lust etwas Problematisches, nicht Ichkonformes an sich hat. Das Glauben an solche Illusionen wäre etwas Naives, Narzisstisches – ein Moment, das wir im Zug unseres Erwachsenwerdens abgeschüttelt haben, und das uns von da an entweder als etwas Unheimliches bedroht oder aber als Komisches erheitert. Heiter ist es, wenn unser erwachsenes Nichtglauben durch eine gesellschaftliche Situation verbürgt ist. Bedrohlich wird es dann, wenn dies nicht der Fall ist. Eine kitschige Fernsehsendung, wie etwa einen Song-Contest oder eine Soap-Opera in Gesellschaft verschworener Freunde zu verfolgen, kann darum ein lustvoller Triumph sein. Alleine zu Hause aber möchte man solchen Angeboten lieber nicht begegnen.

09

Und nichts erbost uns so sehr wie ein Anderer, der noch zu glauben scheint, was wir längst nicht mehr glauben können. Der geniessende Andere ist dann für uns immer ganz grillender Fremder, ganz Grossfamilienangehöriger, ganz Raucher, ganz Lärmbegeisterter und Krawallfroher, ganz Sexbesessener, etc. Kein besseres, erwachsenes Wissen, keine sozialen oder zivilisatorischen Skrupel, keine Gebrochenheit interkultureller Existenz scheinen seinen Narzissmus zu beeinträchtigen, während wir dem unseren doch leidvoll entsagen mussten. Dann werden wir neidisch und aggressiv. Freilich werden gerade wir selbst dann so narzisstisch und homogen, wie wir es dem anderen fälschlich vorwerfen (dessen Lustbedingung, ganz wie die unsere, ja die durchschaute, aufgehobene Illusion ist). Wir glauben dann ganz fest und naiv an die Naivität des Anderen. Und wir tun alles, um ihm seinen Genuss zu zerstören.

10

In diesem Moment naiver Gebanntheit sind wir auch für Bedrohungen aller Art empfänglich. Ständig neue Dringlichkeiten halten uns in Atem – wie Umweltgefahren, Sicherheitsbedrohungen, Gesundheitsrisiken. Wir rufen nach Sofortmassnahmen, Kontrollen und Verboten (sie richten sich ja, so meinen wir, gegen den asozialen Genuss der Anderen), und nehmen es achtlos hin, dass ein Staat, der den Indviduen (und bezeichnenderweise nicht den Lobbies) nur noch Dinge verbietet, ihnen eben keine Möglichkeiten mehr eröffnet.

Dann ist das Theater total geworden, und lässt uns als seine tragischen Marionetten in blindem, paranoischem Agieren zappeln. Weil uns der mit der komödiantischen Rolle verbundene Humor abhanden gekommen ist, können wir nichts mehr relativieren. Die Tatsache, dass wir sterben müssen oder dass die menschliche Zivilisation untergehen könnte, erscheint uns unzumutbar, und wir sind bereit alles zu tun, um das nackte Leben zu retten. Demgegenüber aber hat der römische Satiriker Juvenal daran erinnert, dass das nackte Leben nichts wert ist, wenn man die Gründe für dieses Leben verliert. Schlimm ist nicht, dass wir sterben müssen. Schlimm wäre es nur, wenn wir vorher – mangels jeglicher Genüsse – nichts haben, was verdient, ein Leben genannt zu werden.

Die Frage, wofür es sich zu leben lohnt, ist darum die entscheidende Gedankenoperation zur Relativierung unserer paranoischen Besessenheiten sowie zur Behebung unserer Genussunfähigkeit und politischen Willfährigkeit. Wenn es gelingen sollte, das Stellen dieser Frage wieder zur Gewohnheit werden zu lassen, dann werden wir uns manche Zumutungen nicht mehr lange gefallen lassen. Ein Zug resoluter, komödiantischer Heiterkeit könnte dann hereinbrechen und beginnen, unser jetzt so zaghaftes und wehleidiges Leben wieder zu etwas Lohnendem zu beleben.

WETTER-AUSFALL

Aus bisher ungeklärten Gründen fiel das Wetter gestern den ganzen Tag aus. Meteorologen haben vergeblich versucht, vereinzelte Wolken am Himmel festzustellen.
Es kann davon ausgegangen werden, dass eine Depression der Stratosphäre die Störung verursacht hat. Seit über 4,5 Milliarden Jahren wartet die zweite Schicht der Erde vergeblich auf einen Mond. Forscher versuchen nun, die Einsamkeit der Stratosphäre mit rot leuchtenden Satelliten zu mildern.

KOMMENTAR:

DAS RASSISTISCHE GRUND-EINKOMMEN

von Mike Müller

Die Schweiz im Jahr 2025: Jeder Erwachsene kriegt vom Staat eine monatliche Rente von Fr. 2'500. Jeder. Natürlich nicht einfach jeder, im langjährigen Vernehmlassungsverfahren einigte man sich darauf, dass nur Anspruch hat, wer zehn Jahre hier gelebt hat.

Ganz am Anfang, als das bedingungslose Grundeinkommen eingeführt wurde, ging noch ein Ruck durch das Land, und alle waren hoffnungsfroh. Die Künstler Endo Anaconda und Sophie Hunger veranstalteten Motivationsseminare, um junge Menschen zu kreativen Tätigkeiten in der vielen freien Zeit zu bewegen. Bald darauf quollen die Städte von untalentierten Strassenmusikern über, welche die schönsten Songs von Anaconda und Hunger miserabel coverten. Noch schlimmer waren allerdings die Schauspielschüler, die durch Klaus Maria Brandauers „Spiel-dich-hoch“-Schule gingen. Punktgenau und tausendfach spielten hunderte von Formationen seine Hamlet-Inszenierung aus dem Burgtheater in Alters- und Pflegeheimen nach, und die Pensionierten, die mit dem Grundeinkommen sowieso in Nöten waren, wussten weder ein noch aus. Dignitas machte Traumumsätze und Brandauer wurde mit seinem Merchandising-System noch reicher.

Die jungen Exegeten verabschiedeten sich inhaltlich von Anaconda, Hunger und Brandauer und desavouierten ihre Lehrer als hoffnungslose Idealisten, weil diese sich dem aufkeimenden Fremdenhass nicht beugen wollten. Die Strassen- und Altersheimkünstler spielten ja allesamt auf Kollekte, niemand wollte für ihre Darstellung bezahlen, schliesslich wurde Arbeit nicht mehr mit Geld gleichgesetzt. Eine andere Rechnung war allerdings schnell gemacht:

Schweizer Grundeinkommen den Schweizern!

Die WOZ deckte die unglaubliche Geschichte von Kemal Z. auf, der in seiner Wäscherei „Bajram“ mehrere Verwandte angestellt hatte, die im Betrieb überhaupt nicht produktiv waren, aber nach zehn Jahren in den Genuss des rassistischen Grundeinkommens kamen. Anfangs hiess es ja noch „bedingungsloses Grundeinkommen“, aber kaum wurde man gewahr, dass grosse Ausländerclans ein leicht anderes Staatsverständnis an den Tag legen als Schweizer mit Mittelstandshintergrund und Matur und eventuell abgeschlossenem Studium, kehrte der Wind. (Aber hey, wenn es das bedingungslose Grundeinkommen damals schon gegeben hätte, hätten sie das Studium garantiert durchgezogen, wenn nicht gar noch eine Dissertation angehängt. Aber so?) Menschen, die ehedem wenn nicht gerade EU-Beitrittsfanatiker, so doch entschiedene Gegner von Fremdenfeindlichkeit waren, wurden durch die Inanspruchnahme des Grundeinkommens durch Ausländerclans langsam skeptisch. Linkspopulisten erfanden die Unterscheidung von autochthonem Schweizer Bürger und migrantischem Profiteurspack. Die bürgerlichen Parteien warnten vor der grassierenden Ausgrenzung, doch die Blut-und-Boden-Redner von der SP wurden immer lauter. Selbst ein Cédric Wermuth wurde seinem Ruf als linkem Christoph Blocher gerecht, als er gegen die ausländischen Kleingewerbler polterte, die unser fein tariertes und innovatives System des bedingungslosen Grundeinkommens in Grund und Boden reiten. In Schweizer Grund und Schweizer Boden, wo die Saat des Guten wächst. Cédric Wermuth, der nach einer einzigen Amtsperiode als Bundesrat abgewählt wurde, war verständlicherweise ein verbitterter Mann. Er prangerte das lasche System an, das Parlament habe gefälligst die Bedingungen des bedingungslosen Grundeinkommens genauer zu bestimmen. Die Kosten liefen aus dem Ruder, und schon bald redetete das Volk eben nur noch vom rassistischen Grundeinkommen, das uns zeugungsschwache Schweizer in den Ruin treibe. Einfache Schweizer Grundeinkömmeler würden unterdrückt, hiess es. Bei den deutschen Zuwanderern gebe es auch mehr und mehr solche, die den preussischen Fleiss in der alten Heimat gelassen hätten und hier durch einen genau berechnenden Minimalismus auffielen, das sei eine Frechheit gegenüber der guten Grundidee. So war das nicht gemeint, Freunde. Heim ins Reich!

Es fällt mir als Atheist schwer, den folgenden Psalm an euch zu richten: Betet, freie Schweizer, betet, dass es nie soweit komme.
26. April 2012, Mike Müller

Horoskop

von Jens Rachut

Fisch

Die Strandburg ihrer Zuversicht steht nicht auf dem Traualtar, also bitte – Fallschirmspringer-Kurs besuchen – in Begleitung der Eltern! Prozent-Mitlachen verboten!

Waage

Weltreise beabsichtigen – Allein! Zufälle erwarten – Bei Achtsamkeit. Rolltreppen ausweichen – Gemütsanlage defekt? Nicht immer fragen!

Steinbock

Lächeln Sie sich an – Unnatürlichkeiten verbergen – in den nächsten Weiher springen, auch wenn sie was vorhaben! Sonnenschutz 55 ist angesagt – muss das sein?

Jungfrau

Vorsicht eine Ahnung im Anmarsch. Sex im Gebüsch – gegen Lachfalten tauschen – sofort eine Gibbon Patenschaft übernehmen!

Wassermann

Stellung 69 im Anmarsch – ist sie Steinbock, dann erst recht! Spagat nicht vergessen. Ja zu Donald Duck. Nein zur NASA! Wiedergutmachungen wegdenken!

Zwilling

Öfters mal ein Wasserwechsel. Tun Sie doch nicht so! Der Auftakt ist ein Fliegenfänger. Das Ende ein Gewehr. Wintermode beachten!

Krebs

Ein faules Ei am Morgen sorgt für Möbelrücken – machen Sie mit – jetzt und nicht erst wenn keiner mehr zu Hause wohnt – Sonnenmilch auffrischen!

Skorpion

Mal auf dem Hügel vor der Stadt gewesen die noch gar nicht gebaut wurde? Reifenwechsel sofort – Essen Schlafen Chatten – Freizeit einteilen – siehe Krebs.

Widder

Gehen Sie sofort zum Wasser – direkt! Lebensgefahr durch Dürre in der Seele. Gefahr nicht annehmen – Ich liebe dich – in Ihrem Fall eine Fehleinschätzung – Also los!!

Stier

Sparen bis die Blase platzt – mit Elektrizität geizen! Achten Sie auf das Datum der Ansagen – Nicht einliefern! Wertvoll! Sie werden sehr alt dabei, wie 8 auf 100.

Löwe

Mögen Sie sich? Jetzt ist die Chance! Gerüste in der Seele der Ausgesperrten!! Nicht mit Ihnen! Beharrlichkeit? Schliessen Sie ab!

Schütze

Nicht immer aufs Thermometer gucken – alter Aussenborder im Keller? Ursachen Erfinder stillgestanden! Kälte macht stumm!! Neupreise, Neureiche und wann trifft Sie?

IN MEMORIAM

David Weiss „Ohne Titel“
Tuschzeichnung aus dem Skizzenbuch „Frauen“, 1977.

Dank an Patrick Frey.

SYNKOPE

von Peter Weber

Öffnet man das Dach, so entweicht der Geruch eines Maschinenraums. Geruch der späten fünfziger Jahre. Aufbruch, Propellermaschinen in Konkurrenz mit Überseedampfern. Blätter im Deckel, ein Federbügel klemmt sie fest. Im Deckel eine Bedienungsanleitung, darauf abgebildet: Piloten, Sekretärinnen. Daneben: ein schwarzer Pinsel, Buchstabenpinsel. Ihre grosse Zeit hatte die Maschine in Raucherabteilen leerer Züge, bei offenen Fenstern, im Fahrtwind –

Zürich Airport. Die meisten Reisenden ziehen flache Geräte aus den Hüllen, ich stelle mein Gehäuse aufs Förderband. Handgepäck, acht Kilogramm schwer – es verschwindet im Tunnel der Durchleuchtungsapparatur. Ich gehe durchs Tor. Was ist das denn? fragt eine bleichstarre Dame, sie zeigt auf ihre Bildschirme. Das Band wird gestoppt. Fehlfarben, tatsächlich: Die langen Hälse der Hämmerchen gleichen Hellbarden und anderen Helmspaltern. Gereiht, gestaffelt: mögliches Arsenal. Die beiden Rollen des Farbbandes könnten Schaltelemente sein, der grosse Federbügel: Kreis. Schwärze, Schmierfette, alte Öle, alles grell. Zu viel Flughafensäure auf den Bildschirmen.

Bewegen sie sich nicht, ein Mann in blauer Uniform nähert sich schnell, die Hand am Gurt, Pass und Ticket bitte.

Hermes 3000, sage ich, die beste aller mechanischen Schreibmaschinen, Höhepunkt der Mechanisierung Helvetiens. Geräuschlose Bewegungen, Männer in weissen Overalls, mit weissen Handschuhen, sie untersuchen Mensch und Maschine mit pantomimischem Ernst. Sie setzen den Rüssel eines Partikelsaugers an. Der Alarm wird bestätigt, er scheint sich auszuweiteten, das ganze Abteil wird geräumt. Weissmänner entdecken auch auch an mir, auf meiner Haut, verdächtige Moleküle. Verdächtige Verbindungen.

Man hält plötzlich Abstand. Öffnen Sie das Gerät langsam – Keiner der Schreibmaschinenkonstrukteure, Westschweizer, Abkömmlinge von Uhrenbauern, sage ich, während das Gerät entdeckle, hat mit dem Rüssel eines Partikelstaubsaugers gerechnet, der einzelne Moleküle wahrzunehmen in der Lage sein würde. Mit diesem Sauger wird doch alles und jeder verdächtig. Das Reinweiss dieser Overalls zum Beispiel, Beschichtungen, vielleicht allzu weiss?

Man hört mir nicht zu. Eine Skizzenherberge, nichts weiter, schweres Material, zugegeben, der Deckel könnte auch Mantel sein. Die Maschinenindustrie war übrigens Folge der Textilindustrie, die Maschinen brauchten Wartung, aus den Werkstätten wurden eigene Unternehmen, neue Zweige, bis hin zur Nanotechnologie, der sie ihren Sauger verdanken. Meine Maschine verweist auf die Ursprünge der vorindustriellen Fertigung, Menschen in Webkellern, an Spinnrädern, sie vibriert, sie zittert mit, soll ich es vorführen?

Jetzt werden Feuerwaffen auf mich gerichtet. Kugelspeier, verglichen mit dem leisen Sauger ein veraltetes Prinzip.

Weshalb benutzen Sie keinen Computer? Die Frage ist ernst gemeint. – Bei Bedarf ja, unendliche Möglichkeiten der Textverarbeitung, aber es fehlen die Vibrationen der Tastatur. Die mechanische Maschine ackert, sie gräbt mich um, Kulturleistung: Sie hatte Landschaften geformt, Giebel und Gassen gehämmert, längst bevor ich sie besass. Vertikaldruck, Punkt, Komma, Doppelpunkt: Auf der mechanischen Maschine sind dies metrische Ereignisse, Leerschläge wahre Synkopen. Zudem das fröhliche Glöckchen am Zeilenende: Stirnkirche. Die Maschine ist mechanisches Morphin, Wunschapparatur, sie verlangsamt, wenn nötig, oder drängt zur Eile, Zeileneile, lässt fliegen, ja sprengen, so wie Pferde über Weiden sprengen –

Folgen Sie uns. Wir wandern hinters nächste Glas. Glyzerin womöglich, aber kein Nitro, sage ich, allein das Farbband: Wer weiss denn, wie man die Tippschwärze anrührt, in welchem Kelch und wo. Eine letzte Farbküche in einem Keller in Oerlikon wahrscheinlich, vielleicht in Indien, ich kaufe Farbbänder auf Vorrat.

Ersatzteile: Um eine einzige Maschine am Laufen zu halten, benötige ich mehrere andere, die geplündert werden. Ich besitze dieses Gerät seit zwanzig Jahren, davor war es dreissig Jahre lang in anderen Händen, Piloten, Sekretärinnen, das heisst: andere Textilien, weitgereiste Uniformen, brasilianische Flughafenöle, Tigeröle aus Hongkong. Kerosine, Kosmetika der sechziger Jahre, Nagellacke, toxisch aus heutiger Sicht, und die Hautcremes, anfänglich nur Nivea, jetzt Produkte mit Mikroelementen. Vieles baut sich nur langsam ab, in Jahrhunderttausenden. Stäubchen auf Öl: Vielleicht mehrere Milliarden Jahre alt, Explosionsfolgen des grossen Knalls. Wo sind die Grenzen Ihres Saugers, oder anders gefragt: Kann er lesen, was ich denke, was ich mir vorstellen könnte? Wenn es tatsächlich Verbindungen gibt zwischen Stofflichem und Gedanklichem, würde ich davon abraten, jetzt an Sprengsätze zu denken –

BUSINESS TIP

1000 Tierkinder:

Kräschkurs in Kuschel-marketing

von Ursula Timea Rossel

Wollen Sie Ihr Produkt an den weichgespülten Mann von heute und an die taffe Frau, auch von heute, bringen? Wurscht, was Ihr Produkt ist (selbst wenn es tatsächlich Wurscht ist): schreiben Sie TIER oder KIND auf das schicke Leporello, noch besser beides!

Schreiben Sie beispielsweise auf das Etikett der Wurst – auf dem hoffentlich auch längst ein Label prangt, oder haben Sie in der letzten Ausgabe nichts gelernt?! –, dass für die Herstellung dieses Produkts keinem KIND Schaden zugefügt wurde und dass es auch für vegetarisch ernährte StubenraubTIERe taugt. Oder dass Wurst für KINDer pädagogisch wertvoll ist und dass sie TIERe glücklich macht (im Marketing ist Lügen zwar paramount, aber ein paar Streusel Wahrheit können der Marinade nie schaden). Ich schwöre, diese Wurst wird weggehen wie warme Weggli! Wie man Weggli anpreist, muss ich jetzt nicht separat erklären, das Prinzip ist dasselbe, bis hin zur Feststellung, dass man auch hier mit dem Verkaufsargument „pädagogisch wertvoll“ niemanden übers Ohr haut. Oder man zeige mir den Biologielehrer, der die heikleren anatomischen Grundlagen anschaulich vermitteln könnte, ohne ein Weggli (und eine Wurst) zur Hand zu haben!

TIER, KIND, TIERKIND! Es ist erschreckend naheliegend und simpel. Ich schäme mich, dass mir dieses Licht erst aufging, als ich in einer Buchhandlung auf einen grossformatigen Bildband mit dem Titel „1000 Tierkinder“ stiess. Zwei flauschige Eisbärchen knuddelten sich auf dem Titelfoto. Das löste bei mir Brechreiz aus. Denn so, wie andere eine Tannenschössli-Allergie schieben, so geht bei mir der Reflex auf das Kindchenschema nach hinten los. All diese dysfunktionalen Reaktionen auf Umweltreize gehören vermutlich in dieselbe Kategorie der Zeitgeistkrankheitchen. Dem einen fliegt der Sprössling einer Tanne in die Nase, und er niest sich die Graue Substanz aus dem Kopf. Die andere kriegt Eierstockkoliken, wenn sie ein Menschenneugeborenes sieht oder hört. Ich glaube, ich würde sterben, wenn ich so ein Ding anfassen müsste! Bei Tiernachwuchs ist es nicht ganz so schlimm, aber ich finde ihn in direkter Konkurrenz zu ihrer manchmal atemberaubend schönen Erzeugerschaft ausnahmslos grottenhässlich (vielleicht ist beim Menschen das Problem, dass auch die ausgewachsenen Exemplare noch grotesk lächerlich aussehen).

Ich musste so unappetitlich weit ausholen, damit einsichtig wird, worauf es beim Erschnüffeln archaischer Marketingstrategien* ankommt: auf Distanz nämlich! Auf den subjektiven, nein, geradezu wildfremden Blick von aussen. Was glauben Sie, weshalb auf den vielen bunten (Kinder!)-Schoggiriegeln mit gesunder, wertvoller, wachstumsfördernder und knochenstärkender Milch geworben wird?
Genau: weil ein Laktoseintoleranter plötzlich darauf kam, dass alle, einfach alle ausser ihm auf Milch fliegen. Wer hat wohl das unschlagbare, millionenfach bewährte Tannenschösslibad zur Muskelrelaxierung und Schnupfenlinderung (!) erfunden, weeereliwer? Vom Tannenschösslibrotaufstrich, der jeden klammen Hüttensonntagmorgen in ein Festgelage verwandelt, ganz zu schweigen… Habe ich da etwa jemanden niesen gehört?

Einzig ein KINDerkult- und KuschelTIERhasser konnte in der Lage sein zu erkennen, dass alle Welt KINDer und TIERe vergöttert oder zu vergöttern vorgibt, sei es aus tatsächlicher Neigung oder politischer Korrektheit. Natürlich ist der KINDerkult- und KuschelTIERhasser, bei aller Einsamkeit, nicht völlig allein, kein Mensch ist einzigartig (genauso, wie es kein einzigartiges Produkt geben kann). Von jeder Menschensorte existieren fünf bis acht Auflagen. Der KINDerkult- und KuschelTIERhasser gehört einer Kleinstauflage an (leider). Drei Leute werden nie ein Produkt kaufen, das mit den ekligen Prädikaten KIND und TIER angepriesen wird. Die fünfte Person bin ich. Freilich wäre es auch mir nie eingefallen, den Bildband „1000 Tierkinder“ zu kaufen, aber mein rebellierender Magen liess mich sogar noch einen Schritt weiterdenken: ich kam dem faulen Zauber auch noch auf die Schliche.

Finden Sie also Ihre persönliche Allergie, die Sie (beinahe) einzigartig macht! Söhnen Sie sich mit Ihrer Nemesis so weit aus, dass Sie ihren Namen auf Ihr Produkt drucken können, ohne in Agonie auszubrechen. Es ist hart. Verdammt hart, wie alles in der taffen weichgespülten Wirtschaft von heute. But you can do it! Denn Sie müssen Ihr eigenes Produkt ja nicht kaufen, sondern nur verkaufen.

Ein Streusel Wahrheit: ich entdeckte den Bildband „1000 Tierkinder“, übrigens ganz vergammelt, nicht in, sondern vor einer Buchhandlung. In der Ramschkiste; das ist mir nun ein Rätsel. Und ich hätte das Buch gekauft, sogar zum Neupreis, hätte der Titel bloss „1001 Tiererwachsene“ oder „999 Menschengreise“ gelautet.

*Archaische Marketingstrategien: Ich habe diesen Ausdruck bewusst gewählt, um Ihnen exemplarisch die Metaebene zu erläutern, das Marketing für das Marketing. Kräschkurse in Marketing verkauft man, indem man ihnen Titel gibt wie etwa „Archaische Marketingstrategien. Modul I: Mach den Eisbären heiss!“. Die brustrasierten Herren und intimgesprayten Damen, alle von heute, werden sich in Scharen einschreiben und später absurd Kreatives leisten mit weichgespülten taffen Gruselnonsenswortschöpfungen wie, ta-taaaaaa!: TIERKIND.

Madlainas Mode

LE NIVEAU DE PLATEAU

von Madlaina Peer

Ich träumte letzthin von einer mir bekannten rothaarigen Frau. Sie stand vor einem Spiegel in einem spannteppichbelegten Geschäft und probierte Kleidung an. Eine Verkäuferin brachte ihr ein Paar olivfarbene Lackstiefel mit silbernen Schnürhaken und sehr hohen Plateausohlen. Diese aber waren gespalten wie zu einem Pferde- oder Ziegenbockfuss. Eine satanische Hässlichkeit! Ich erwachte.

Am Sonntag ging ich durch die Stadt spazieren. Ich kam vor einem Schaufenster zum Stehen. Das Geschäft heisst „Hot Heels“. Bis anhin war es Tür an Tür mit einem Bibelladen, was mich belustigte, doch nun ist es neben ein Brautgeschäft gezogen.

Ausgestellt waren die Art Frauenschuhe, die man erotisch oder dialektisch auch nuttig nennt. Kurz davor war ich an der Zürcher Louboutin-Boutique vorbeigekommen und hatte auch da die Auslage beschaut. Dort stand in etwa dasselbe, nur viel teurer. Die mit den – seit dem „product placement“ in „Sex-and-the-City“ weithin bekannten und deshalb auch kopierten – roten Sohlen waren hier exquisiter ausgestellt als bei „Hot Heels“. Da glitzerten schneekristallbesprühte, superhohe Pumps, Sandalen mit frivolen Mäschchen, Leopardenerotik und bunte Reissverschlussriemen mit Punkreminiszenz. Alles auf sehr hohen Plateausohlen und noch höheren blockigen Absätzen.

Kauft hier Lady Gaga ihr Konzertkostüm?

Welche Disneyprinzessin lebt in dieser Barbiewelt und verkleidet sich auch gerne mal als Lackledерschlampe der 80er ?

Das Übertriebene, Groteske an Schuhwerk war bis anhin ein Kennzeichen der Halbwelt. Diese Schuhe stehen und standen entlang und auf der Langstrasse, professionelles Schuhwerk für Milieuschaffende. Wie kommt es, dass sie Mode werden?

Und wieso sieht man sie so selten an Frauen? Sind sie für den Hausgebrauch bestimmt? Verführung am Feierabend, vom Anzug ins Flittchenkleid, Rollenspiel für die emanzipierte Frau?

Plateausohlen waren schon im Barock Mode, ultrahoch, auch von Männern getragen, waren sie vermutlich praktisch um trockenen Fusses über Schlamm und Pfützen zu steigen. Auch isolieren sie gut gegen den kalten Boden, z.B. im Burgverlies, ähnlich den Holzpantinen in den Kühlhäusern. Doch diese Puppenschuhe scheinen ihre einzige Funktion in der Verführung zu haben.

Ich wuchs in der Provinz auf. Einmal im Jahr, zur Fastnachtszeit, verkleideten sich meine Mitschülerinnen als Dirnen. Sie kauften Netzstrümpfe, zogen diese über hautfarbene und darüber Hot Pants (heute Shorts genannt). Sie zeigten Bauch und Ausschnitt und trugen dick Schminke auf. Ihr Tun hatte etwas Verklemmtes, sehr Unfreies. Die Bewegungen waren wegen der ungewohnten Kleidung gehemmt, das Auftreten plump und unsicher. Je später der Abend und demnach höher der Alkoholpgel, desto mehr verlor sich die Scheu, die Schminke kam ins Fliessen. Am nächsten Tag in der Schule wurde dann erzählt. Meist hatte das Flirten den Richtigen angelockt. Manchmal aber beklagten sie sich weinend, sie seien von betrunkenen Fremden betatscht und belästigt worden.Trotz bedauertem Misserfolg freuten sie sich jeweils wieder auf die nächste Gelegenheit.

Dass die erotische Mode sich am Stil der unteren Schichten, der verruchten Halbwelt und dem Milieu bedient, ist nicht neu. In den 50ern waren es die toupierte Rockerbraut mit Katzenblick, die falschen Wimpern des Varietés, die überspitzen Schuhe mit Stilettoabsätzen, Lack und Leder und Leopardenprints. Mods, Rockerbräute und Halbstarke waren ihre Vorbilder.

Der Punk in den späten 70ern zitierte den Rock'n'Roll – nur dreckiger und schneller mit comichafter Übertriebenheit und Ironie und auch die Modskultur lebte wieder auf.

Jetzt, 30 Jahre später, das neue Zitat: Schuhmode zwischen Kinderzimmer und Bordell. Ein Lolitatraum? Die aufgespritzten Schmollmundlippen passen jedenfalls gut dazu. Vielleicht auch, wie mir neulich Filmschaffende aus Los Angeles erzählten, dass fast alle neu geplanten Filme Märchen seien.

Kaufen Sie sich Feenflügel und seien Sie willkommen im Traumland.

TELEPATHISCHER VORTRAG

Versuch einer Wiedergabe

von Adrian Riklin

So also versuche ich wiederzugeben, was mir am 17. April drei Uhr nachts im Schlaf diktiert wurde. In meinem Kopf meldete sich die durch Knistern und Rauschen unterbrochene Stimme eines mir unbekannten Mannes, der mich darum bat, einen Vortrag, den er am Vorabend gehalten habe, telepathisch aufzunehmen, zu Papier zu bringen und einer dafür geeigneten Zeitung zur Veröffentlichung anzubieten. Meine alsbald zu Papier gebrachten Gedanken basieren auf diesem mutmasslichen Vortrag, den besagter Mann am 16. April 2012 an der Jahresversammlung der Telepathischen Gesellschaft der Schweiz in Olten ohne den Gebrauch sprachlicher Mittel erzeugt haben will. Die Versammlung, so sagte er, finde traditionsgemäss im April statt, weil sich in diesem Monat hierzulande die Gedanken am leichtesten durch die Gegend machten, vor allem an aprillichtdurchfluteten Tagen, in denen es urplötzlich regne oder hagle und auch wieder nicht, derweil sich das Sonnenlicht an vorüberziehenden Wolken bräche, deren Schatten kaum sichtlich über grelle Fassaden huschten. Auch sprach er von Stunden, in denen Gedanken leichtfertig durch die Gegend zischten, um dann in punktierter Gleichzeitigkeit aufzublitzen oder zu funkeln, bevor sie abrupt in jahrhundertelange Vergessenheiten gerieten und sich langwieriges Schweigen über die weissen Tischtücher der Strassencafés ausbreiten und in offene Hallen wehen würde. In Anbetracht dessen, dass sich sein Vortrag vor einem offenkundigen Fachpublikum abgespielt habe, erlaube er sich, das eine oder andere, was Lesern der Zeitung, in denen mein Versuch der Wiedergabe erscheinen würde, nicht wirklich verständlich sein dürfte, genauer auszuführen und dabei die Gelegenheit nicht auszulassen, allfällige Vorurteile aus dem kollektiven Gedankenraum zu spedieren. Und plötzlich erklang seine Stimme recht offiziell, sodass ich vom Bett aufschoss, mich an den Schreibtisch setzte und eilig notierte, was mir diktiert wurde:

„Schön, dass Sie so zahlreich gekommen sind.“ Einige unter uns seien ja sogar erschienen. Es gäbe ja verschiedene Erscheinungen. Begleiterscheinungen zum Beispiel. Einen dummen Gedanken. Eine neue Handtasche. Ein Loch im Schuh. Oder einen neuen Freund. Solcherlei aber tue nichts zur Sache. Zuallererst nämlich wolle er auf die Problematik hinweisen, die mit der Schriftbarmachung telepathisch vermittelter Gedanken verbunden sei. Wobei sich Übertragungsfehler schon auf dem Weg vom Sender zum Empfänger einstellen könnten. Es sei also allein schon mit diesem textgewordenen Gedankenkomplex ein Risiko verbunden, das er nur eingehe, weil ihm die Verbreitung „unseres Gedankens“ am Herzen liege.

Das Risiko sei aber auch aus einem anderen Grund beachtlich: Es liege im Wesen der Telepathie, dass die Sendung gleichzeitig mit dem Empfang erfolge, der Gedanke also keine Zeit benötige, um anderswo aufgefangen zu werden. Man müsse sich das vorzugsweise so vorstellen, dass alle Gedanken immer schon da seien und jeder Gedanke, da er von einem Menschen gedacht werde, zugleich in einem anderen hervorgerufen werden könne. Natürlich stelle sich dabei die Frage, inwieweit Denken überhaupt eine Handlung sei. Zum Stand der Forschung lasse sich nur so viel sagen, dass die Annahme, dass es sich bei der Tätigkeit, die gemeinhin als „Denken“ bezeichnet würde, nicht um ein Aufnehmen solchermassen vorhandener Gedanken handelte, sondern um die Rekonstruktion eines Gedankenguts.

„Denken, wie wir es verstehen, ist keine geistige Handlung. Denken, wie wir es verstehen, ist Passion. Denken, wie wir es verstehen, ist keine Anstrengung. Denken, wie wir es verstehen, ist Fügung. Wir denken, indem wir uns keine Gedanken machen. Wir denken, indem wir die Gedanken machen lassen.“

Wenn er nun aber diese Gedanken mittels eines telepathischen Übersetzers in schriftlicher Form öffentlich mache, gehe er ein weiteres Risiko ein: Telepathisch werde ein Gedanke immer nur in einer Gegenwart – jenem Ereignis also, in welchem Sendung und Aufnahme unmittelbar koinzidierten. Sobald aber Ursache und Wirkung auszumachen wäre, seien wir aus eben dieser Gegenwart getreten. Natürlich gäbe es auch hierbei Begleiterscheinungen. Eine grundlose Fussverstauchung zum Beispiel. Aber auch solche Phänomene täten nichts zur Sache. Zumal er, bevor wir der Frage nachgingen, wie Telepathie salonfähig gemacht werden könnte, die Gäste entschuldigen wolle, die nicht sichtlich erschienen seien. Nicht sichtlich zu erscheinen sei nämlich offensichtlich überaus salonfähig heutzutage. Den grössten Glanz verbreite man in einem Salon ja vorzugsweise noch immer durch Abwesenheit, weshalb Ihnen geraten sei, auf keinen Fall in den betreffenden Salon zu kommen und schon gar nicht darin zu erscheinen: „Melden Sie sich vorher offiziell an und schleusen Sie Bekannte ein, die das Gerücht, dass Sie sich unsichtlich machen könnten, über die weissen Tischtücher und in die Gläser streuen. Und Sie werden sehen.“

Und eigentlich seien ja auch Sie aus der Gegenwart gefallen. Zumal Sie jetzt, da Sie diesen Gedanken läsen, der sich vor einigen Wochen machte, sässen Sie womöglich in einem Tram und hielten die Seite mit dem Text vor sich, der seine Gedanken zu übertragen versuchte: „Damals aber, als sich der Gedanke machte, dass Sie dereinst in einem Tram sitzen würden, um diesen Gedanken, dass Sie in einem Tram sitzen könnten, zu lesen, damals, als ich an Sie dachte, dachten Sie womöglich in einem Bett an ein Morgen, das heute ein Vorgestern ist.“ Und schon hätten 13 Salonlöwen den Zug verpasst. Und 38 Salontiger steckten im Stau. Auch hätten Sie womöglich von zwei Salonratten gehört, die sich lieber in Untergrundsalons bewegten: „Und ein Salonpfau hat keinen Anzug gefunden. Und der Salonhamster, der ihn gestohlen hat, ist untergetaucht. Und das einzige Saloneinhörnchen in der Stadt hat sich aus dem Laub gemacht.“ Mit Sicherheit sagen könnten wir nur, dass wir es mit dem Problem zu tun hätten, dass der Umweg über die Schrift ein telepathisches Ereignis von vornherein unmöglich machen würde. Es sei nämlich ebenso gut möglich, dass Sie inzwischen schon wieder aus dem Tram gestiegen seien und einen Gedanken aufgenommen hätten, der sich machte. Es sei sogar denkbar, dass Sie, da Sie sich keine Gedanken machten, für einen Moment in der Gegenwart seien und zugleich mit ihm, der nun womöglich im Schatten eines Baumes auf der Wiese liegen und in den Himmel schauen würde, einen Gedanken pflückten. Wobei ein Gedanke aus der Vergangenheit nicht in die Gegenwart transportiert werden könne, ohne hinreichend beschädigt zu werden, was gern vergessen würde, wenn es darum gehe, schriftlich festgehaltene Gedanken Jahre später auf ihre Denkbarkeit hin zu überprüfen. Gedanken könnten nie zeitlos sein, sie seien jederzeit nur für den Moment gültig, in dem sie gedacht würden: „Gedanken, die sich über die Schrift in andere Zeiträume verirren, verkommen zur Ideologie.“

Es gebe nämlich keine bedeutenden Gedanken. Sobald jemand behaupte, er habe einen wichtigen Gedanken, sei er ein Wichtigtuer. Diese Wichtigtuerei bestehe darin, dass Wichtigtuer oder auch Wichtigdenker nicht merkten, wie wichtig sie täten und wie lächerlich oder auch sehr traurig das sei. Sie litten unter dem vermeintlichen Gewicht der Gedanken, die gar nicht die ihren seien, sondern irgendwelche, die sich machten. Und so verzögen sie ihre Mundwinkel und machten ein Gesicht, und über die Jahre würde das Gesicht zu einer Maske, und so gingen sie durch ihr Leben und verscheuchten Kinder, Katzen und gute Geister, und daraus entstünden wichtige Papiere: „Und dann kommt ein Tag, an dem es nur noch eine Schlagzeile gibt, und das ist ein grosser runder Kreis. Und wir gehen davon aus: und dieser runde Kreis ist nicht null und nichts und nicht all und ewig und nicht End und Gott, sondern Fussball. Und wenn er nicht zerplatzt, liegt er im Blumentopf und darüber reden wir nicht. Und was man nicht reden kann, soll man spielen. Und was man nicht spielen kann, darüber soll man schweigen.“

Der Ball nämlich sei rund und drehe sich, und die Gedanken seien bedeutungslos, weil man einen Gedanken nicht denken könne, da er immer schon sei. Gedanken machten sich keine Gedanken. Sie seien leicht, und wenn wir einen hätten, hätten wir ihn aufgefangen: „Ein kleiner flatterhafter Taschengedanke, und wir entfalten ihn wie ein Taschentuch. Ein grosser wehender, und wir legen ihn über die Landschaft.“

Auch traurige Gedanken gäbe es keine. Wie überhaupt Telepathie eine fröhliche Tätigkeit sei: „Nein, nicht Tätigkeit. Fügung. Fröhliche Fügung also, um die es geht.“ Zumal Telepathie ja keine Angelegenheit sei, die nicht für jedermann mit viel Übung und der dazu erforderlichen Andacht erlernt werden könnte. Telepathie sei vielmehr eine Kommunikationspraxis, die jedermann und jedefrau täglich ausübte. Das Problem bei Nichteingeweihten bestehe einzig darin, dass sie es nicht merkten. So etwa habe die telepathische Forschung ergeben, dass Telepathie in der früheren Menschheitsgeschichte um ein Vielfaches stärker ausgebildet gewesen sei. Doch je weiter materielle Instrumente für zwischenmenschliche Kommunikationen entwickelt worden seien, desto mehr seien die ursprünglichen Praktiken verloren gegangen. Vorab die Entwicklung, die mit der Einführung der Telefonie verbunden gewesen sei, habe die Telepathie zunehmend verdrängt.

Worum es der Telepathischen Gesellschaft nun gehe und was ihm als Vorsitzendem seiner Sektion am Herzen liege: „Die Telepathie wieder in den öffentlichen Gedankenraum zu bringen und als jene Kommunikationspraxis zu etablieren, die durch keine noch so ausgeklügelte Technologie ersetzt werden kann.“ Dies sei dringlicher denn je im 21. Jahrhundert, in dem die Gedanken mehr denn je durcheinandergeraten und kollidieren, sich überlagern, verblenden und gegenseitig auflösen würden, „wie jetzt, da Ihnen womöglich Gedanken auflauern, die an dieser Stelle nichts verloren haben, die reinfunken und Sätze verschieben“.

Es gehe also darum, die Telepathie zum staatspolitischen Traktandum zu machen. Die steigenden Kosten, die die Telekommunikation mit sich bringe, könnten nur durch die Wiedereinführung der Telepathie auf ein volkswirtschaftlich erträgliches Mass gesenkt werden, was allerdings mit der Voraussetzung verbunden wäre, dass weite Teile unserer Dienstleistungsgesellschaft, allen voran die Staatsangestellten und nicht zu vergessen Briefträger, Kellnerinnen und Journalisten, entsprechend geschult werden müssten.

Dann aber hätte das Schweigen weisse Zähne, und die Köpfe würden rund, und ab und zu zerplatzte ein ausgewählter Politikerkopf: „Und dann werfen die anderen den Hörer zur Seite und machen eine Schweigeminute. Und die Uhr bleibt wieder stehen und macht ein rundes Gesicht. Und die Schweigeminute hört nicht auf und bildet ein grosses Bedauern. Und das Bedauern dringt in die Treppenhäuser und legt sich in Betten und auf schlaflose Gesichter. Und klebt auf Tapeten. Und hängt in Vorhängen. Und liegt auf Fensterscheiben. Und kriecht über Bildschirmoberflächen.“

Und am Fenster lehne ein grosser Philosoph und denke nach und seine Gedanken seien lang, und er sehe, wie der Dichter den Kopf nehme und ein Tor schiesse, und beginne zu reden: „Und sein Reden tropft auf die Strasse und bildet Pfützen und plappert ins Land und überschwemmt die Welt. Und hört nicht auf. Und redet und plappert. Und die Feuerwehr ist sprachlos. Und Wort reiht sich an Wort. Und die Buchstaben verschwinden. Und die Wörter gehen aus den Zeitungen. Und gehen aus.“

Dies, unterbrochen durch Knistern und Rauschen, wurde mir diktiert am 17. April 2012 zwischen drei Uhr und vier. Nach einer langen Pause, sodass ich schon glaubte, das Diktat sei längst zu Ende, meldete sich die Stimme noch einmal zurück: „Machen Sie sich keine Gedanken.“

EIN SOMMER-NACHTSTRAUM
von Barbara Weber & Rafael Sanchez am Theater Neumarkt
Premiere 14. Juni

Daniels Klassiker-Tipps:

HEUTE SHAKESPEARE „Romeo und Julia“ & „Ein Sommernachtstraum“

von Daniel Binswanger

„Romeo und Julia“ ist der Archetypus der Liebestragödie. „Ein Sommernachtstraum“ ist Shakespeares meistaufgeführte Komödie. Das Genre trennt die beiden Dramen. Dennoch will es scheinen, als ob beide Werke sich erst in der Brechung ihres Widerparts erschliessen würden.

Dass der Sommernachtstraum eine komödiantische Variation zur Tragödie von „Romeo und Julia“ ist, belegt bereits das Stück im Stück, das die Athener Handwerker im Sommernachtstraum – nach episodenreichen Proben im nächtlichen Wald – im fünften Akt zum Besten geben. Der Ovidsche Sagenstoff von Pyramus und Thisbe, den die Laien-Darsteller zu einer grotesken „spasshaften Tragödie“ verballhornen, ist auch die Vorlage zu Shakespeares grosser Liebestragödie. Sowohl die Parallelen als auch die strukturellen Gegensätze zwischen Shakespeares vielleicht vollendetstem lyrischen Drama und seiner populärsten „festive comedy“ sind faszinierend.

Je zufälliger desto unbedingter

Die absolute Macht der Liebe geht einher mit der absoluten Zufälligkeit der Objektwahl. Daraus speist sich das komische Moment der Verwechslungskomödie der austauschbaren Entflammbarkeit, die von Oberon und seinen fintenreichen Elfen mit Hilfe ihrer Zauberkräuter in Gang gesetzt wird. Dasselbe gilt aber auch für den tragischen Liebenden Romeo, der sich nur deshalb ans Fest der Capulets begibt, weil er hofft, dort das Objekt seines Begehrens zu treffen – das allerdings noch nicht von Julia, sondern von der ihn verschmähenden Rosalinde repräsentiert wird. Nicht nur der Sommernachtstraum, auch die Tragödie der „star-crossed lovers“ entspringt der Austauschbarkeit der unbedingten Leidenschaft.

Während im Sommernachtstraum Elfen, Wunderkräuter und Kobolde ihr allegorisches Unwesen treiben, spielt im Imaginationsraum von „Romeo und Julia“ nicht nur ein pharmazeutisch bewanderter Priester, sondern auch eine heimtückische Fee, die ihre Opfer im Schlaf befällt und ihnen Sehnsuchtsträume einflösst, eine entscheidende Rolle. So erklärt Mercutio Romeos Träume:

„O then I see Queen Mab
hath been with you,/
She is the fairies midwife,
and she comes/
In shape no bigger than
an agot-stone/
On the forefinger of
an alderman,/
Drawn with a team of
little atomi/
Over men’s noses as they
lie asleep.“ [1]

Queen Mab entstammt demselben Geisterreich wie Puck, der mit seinen Liebestränken Leidenschaften entfacht, die unwiderstehlich sind - und doch nie grössere Wirklichkeit haben als blosse Träume. Aber auch in Shakespeares Liebestragödie sind es ungreifbare Wunschbilder, eingeflüstert von Hexen und Fabelwesen, die das Triebschicksal bestimmen:

„This is the hag, when
maids lie on their backs,/
That presses them and
learns them first to bear,/
Making them women of good
carriage./This is she-“ [2]

Die erotische Illusion droht ständig sich in den Schein aufzulösen, dem sie entspringt. Das ist auch einer der zentralen Topoi des Sommernachtstraums, wie er im ersten Akt von Lysander artikuliert wird:

„Swift as a Shadow, short
as any dream,/
Brief as the lightning in
the collied night,/
That, in a spleen,
unfolds both heaven and
earth;/
And ere a man hath power
to say „Behold!“/
The jaws of darkness do
devour it up:/
So quick bright things
come to confusion.“ [3]

Unvermittelter benennt Romeo die Flüchtigkeit von Traum, Imagination und der Nichtigkeit des Begehrens. Mit aller Härte antwortet er auf Mercutios Hymne an die Allmacht der Queen Mab:

„Peace, peace, Mercutio,
peace!/
Thou talk’st of nothing.“ [4]

Das ganze Liebesdrama nur ein tragisches Nichts?

Die Antwort, die im Sommernachtstraum gegeben wird, ist nur vordergründig beschwichtigender. Alle Verwicklungen sind bloss „ein bodenloser Traum“ („It shall be called Bottom’s Dream, because it has no bottom“). Vielleicht handelt es sich dabei gar nicht um den Traum der Figuren sondern um den Traum des Publikums selber, wie dies Puck am Ende des Stücks impliziert:

„If we shadows have
offended,/
Think but this,
and all is mended,/
That you have but
slumb’red here/
While these visions did
appear.“ [5]

Die hypertrophe, reflexive, „bodenlose“ Metapher des Traumes, der das ganze dramatische Geschehen umgreift, erscheint hier wie eine heiterere Variante des Welttheaters der existentiellen Nichtigkeit, die immer wieder Shakespeares Tragödien beherrscht und etwa im Macbeth ihren klassischen Ausdruck findet:

„Life’s but a walking shadow, a poor player/
That struts and frets his
hour upon the stage,/
And then is heard no
more. It is a tale/
Told by an idiot,
full of sound and fury,/
Signifying nothing.“ [6]

Die komische und die tragische Entfaltung des onirischen Nichts, sind bei aller Nähe jedoch unterschiedlich strukturiert. „Romeo und Julia“ ist die Tragödie der Hyperbel, des Chiasmus, der Antithese. Das Vexierspiel des Begehrens entfaltet sich als die vernichtende Dialektik unversöhnlicher Affekte. Sie kristallisiert sich im Chiasmus von Julias Liebeserklärung:

„My only love sprung form
my only hate!/
To early seen unknown
and known to late!/
Prodigious birth of love
it is to me,/
That I must love a
loathed enemy.“ [7]

Sie beherrscht die Melancholie von Romeos Antithesen:

„Here’s much to do with
hate, but more with love./
Why then, O brawling
love! O loving hate!/
O any thing, of nothing
first create!/
O heavy lightness!
serious vanity!/
Misshapen chaos of well-
seeming forms!/
Feather of lead,
bright smoke, cold fire,
sick health!/
Still-waking sleep, that
is not what it is!“ [8]

Der Reigen der Eifersucht

Demgegenüber ist der Sommernachtstraum nicht die Tragödie der Antithese sondern das Spiel der Übertragung. Es herrscht dieselbe Ambivalenz von Liebe und Hass, die den dramatischen Verlauf bestimmt, aber sie trägt ihren vernichtenden Konflikt nicht mehr im Seelenleben der Figuren aus. Die Ambivalenz zirkuliert zwischen den Protagonisten. Das Paradox wird zur Asymmetrie. „To translate“ – verändern, übertragen, verwandeln – ist der Zentralbegriff des Sommernachtstraums. Die Grundfigur ist nicht mehr der Chiasmus, sondern die Stichomythie, in welcher sich die Ambivalenz der Affekte austrägt im Dialog und seinen endlosen Missverständnissen. So verläuft bereits der Austausch zwischen Lysander und Hermia im ersten Akt:

Lys: The course of true
love never did run smooth;
But either it was different
in blood -
Her: O cross! Too high to
be enthrall’d to low.
Lys: Or else misgraffed
in respect of years -
Her: O spite! Too old to
be engag’d to young.
Lys: Or else it stood upon
the choice of friends -
Her: O hell, to choose
love by another’s eyes.“ [9]

Was in dieser ersten Wechselrede noch als einvernehmliche Beschreibung der Obstakel von Liebesglück erscheint, mündet schliesslich in einen Treueschwur der alle folgenden erotischen Verwirrungen vorweg nimmt. Auf Lysanders Angebot gemeinsam zu fliehen, erwidert Hermia:

„I swear to thee, by
Cupid’s stongest bow,/
…/
And by that fire which
burn’d the Carthage queen,/
When the false Troyan
under sail was seen,/
By all the vows that ever
men have broke,/
In number more than ever
women spoke.“ [10]

Hermia nimmt zum Mass ihrer Liebe den Rachedurst der verlassenen Dido. Sie schwört ihre Treue auf Lysanders Verrat.

Die Antithese verwandelt sich also in Asymmetrie. Die Treue bindet sich an den Verrat. Dies wird besonders deutlich im stichomythischen Dialog zwischen Hermia und Helena:

Her: I give him curses;
yet he gives me love.
Hel: O that my prayers
could such affection move!
Her: The more I hate,
the more he follows me.
Hel: The more I love,
the more he hateth me. [11]

Die asymmetrische Grundstruktur bricht die tragische Engführung von Hass und Liebe auf. Helena liebt Demetrius, der Helena hasst und Hermia liebt, die Demetrius hasst und Lysander liebt… usw. Das Begehren zirkuliert in einer endlosen Kette von Übertragungen, von Kippbewegungen und Verwechslungen, bodenlos, immer durch Dritte mediatisiert.

Asymmetrisches Begehren

Die Asymmetrie schlägt alle Liebespaare. Würde Hermia (die auf seinen Verrat geschworen hat) nicht sittsam dem Werben Lysanders widerstehen in der ersten Nacht, so könnte sich der Reigen der Verwechslungen nicht eröffnen. Theseus, der als väterliche Autorität die geordnete Harmonie garantieren sollte, musste Hyppolita, wie wir zu Beginn erfahren, mit Gewalt erobern: „Hyppolyta, I woo’d thee with my sword,/ And won thy love doing thee injuries“. Selbst die zentrale erotische Phantasie des Stücks – Titanias Leidenschaft für Zettel – ist seltsam einseitig. Titania ist von Zettel bezaubert – der aber interessiert sich mehr für Honig und Heu als für die Elfenkönigin. Selbst als Demetrius endlich Helenas Gefühle erwidert, will sich zunächst keine Gegenseitigkeit einstellen, weil Helena überzeugt ist, dass er sie nur verspottet. Seine Liebe hat den ausschliesslichen Effekt, Helenas Eifersucht auf Hermia zu verstärken. Anstatt dass die beiden sich lieben, nährt die vermeintliche Harmonie nur den Hass auf die Rivalin. Nicht nur zwischen Titania und Oberon, wo sie geradezu kosmologische Dimensionen annimmt („And this same progeny of evils comes/ From our debate, from our dissension“), ist der Sommernachtstraum eine Eifersuchtskomödie. Alle Leidenschaften finden schliesslich zu einer fragilen, versöhnlichen Konstellation – aber nur im Reigen der permanenten Übertragung.

Was ist zu tun um diese Verschiebung wenigstens zeitweilig zu stabilisieren? Es bleibt als Ausweg das Theater. Die Aufführung von Pyramus und Thisbe im letzten Akt soll die Zeit bis zum Beginn der Hochzeitsnacht überbrücken („Is there no play to ease the anguish of the torturing hour?“). Als Imaginationsraum der Ambivalenz kann das Theater die Verschiebung unterbrechen, zeitweilig. Mit denselben Antithesen, mit denen Romeo seine Leidenschaft beschreibt, wird deshalb im Sommernachtstraum das Bühnenstück selber, d.h. die tragische Komödie von Pyramus und Thisbe charakterisiert („Merry and tragical? Tedious and brief?/ That is hot ice and wondrous strange snow.“) Die Hochzeitspaare finden zeitweilige Harmonie in abschätzigen Kommentaren über die Liebestragödie. Man kann dies Sublimierung nennen. Aber die Verwechslungskomödie kennt keine Grenze, keinen Rahmen, kein Gesetz. Sie belegt alles mit dem Bann der Illusion. Bodenlos.

1 „Nun seh ich wohl, Frau Mab hat euch besucht/../Sie ist der Feenwelt Entbinderin./ Sie kömmt nicht grösser als der Edelstein/ Am Zeigefinger eines Aldermanns,/ Und fährt mit einem Spann von Sonnenstäubchen/ Den Schlafenden quer auf der Nase hin.“ 1. Akt, 4. Szene, Übers. August Wilhelm Schlegel.

3 „Dies ist die Hexe, welche Mädchen drückt,/ Die auf dem Rücken ruhn und ihnen lehrt,/ Als Weiber einst die Männer zu ertragen./ Dies ist sie -„ 1. Akt, 4. Szene, Übers. August Wilhelm Schlegel

4 „Kurz wie ein Traum, ungreifbar wie ein Schatten,/ Schnell wie ein Blitz in kohlpechschwarzer Nacht,/ In dessen Schlag Himmel und Erde glüht,/ Und eh man auch nur „schau mal“ sagen kann,/ Hat ihn der Schlund der Dunkelheit verschlungen. So schnell umnachtet sich, was Helle scheint.“ 1. Akt, 1. Szene, Übers. Frank Günther.

5 „Still, oh Still, Mercutio!/ Du sprichst von einem Nichts.“ Ioc. cit. „Wenn wir Schatten euch beleidigt,/ Ist der Fehler schnell beseitigt:/ Denkt, dass euch der Schlaf befiel/ Während unserm Schemenspiel.“ 5. Akt, 1. Szene, Übers. Frank Günther.

6 „Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild,/ Ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht/ Sein Stündchen auf der Bühne und dann nicht mehr/ Vernommen wird; ein Märchen ists, erzählt/ Von einem Blödling, voller Klang und Wut,/ Das nichts bedeutet.“ 5. Akt, 5. Szene, Übers. Dorothea Tieck.

7 „So ein’ge Lieb’, aus grossem Hass entbrannt!/ Ich sah zu früh, den ich zu spät erkannt./ Oh, Wunderwerk! Ich fühle mich getrieben,/ Den ärgsten Feind aufs zärtlichste zu lieben.“ 1. Akt, 5. Szene, Übers. August Wilhelm Schlegel

8 „Hass gibt hier viel zu schaffen, Liebe mehr:/ Nun dann: liebreicher Hass, streitsücht’ge Liebe/ Du Alles, aus dem Nichts zuerst erschaffen! Schwermüt’ger Leitsinn, ernste Tändelei!/ Entstelltes Chaos glänzender Gestalten!/ Bleischwinge! Lichter Rauch und kalte Glut!/ Stets wacher Schlaf! dein eigenes Widerspiel! -/ So fühl ich Lieb’, und hasse, was ich fühl’!“ 1. Akt, 1. Szene, Übers. August Wilhelm Schlegel

9 „Lys: Ging’s mit der wahren Liebe niemals glatt./ Entweder war ein Standesunterschied — Her: Ein Kreuz, wenn man zu gross ist für den Kleinen!
Lys: — oder ein Altersunterschied im Weg — Her: Ein Leid, wenn man zu alt ist für den Jungen!
Lys: Oft hat die Familie dreingeredet — Her: Die Qual, mit andrer Leute Brille lieben!“ 1. Akt, 1. Sz., Übers. Frank Günther

10 „Ich schwöre Dir bei Amors stärkstem Bogen/../ Beim Feuer, in dem Dido sich verbrannte,/ Als sich Aeneas treulos heimwärts wandte,/ Bei allen Schwüren, die die Männer brachen -/ Mehr an der Zahl, als Frauen jemals sprachen — „ 1. Akt, 1. Sz., Übers. Frank Günther

11 „Her: Ich schrei ihn an — er säuselt immer weiter. Hel: Geschrei statt Säuseln wär demnach gescheiter? Her: Je mehr ich hasse, desto mehr liebt er mich. Hel: Je mehr ich liebe, so mehr hasst er mich.“ 1. Akt, 1. Sz., Übers. Frank Günther

DIE REINSTE VERSCHWEN-DUNG

von Wendelin Brühwiler

Die Knappheit hat eine einflussreiche Anwaltschaft. Die Grosszügigkeit dagegen hat die ihre verloren. So ist sie auf dem Rückzug ins Private, ins Partikulare, in die Provinz. Grosszügigkeit, das wäre in einem forcierten Verständnis Freigiebigkeit, die mit keiner Gegenleistung rechnet. Ob es sie gibt, muss sich stets erst zeigen. Dass es sie einmal gab, kann man sich zumindest einbilden.

Mit diesem doppelten Entzug geht ein Verdacht einher:

Wer wäre so blöd, einfach nur zu geben, ohne Hintergedanken?

Oder vielmehr: Wer wäre dazu überhaupt imstande?

Eine so verstandene Grosszügigkeit führt relativ direkt zur Frage nach der Gabe. Diese hat etwa der Ethnologe Marcel Mauss gestellt und dabei die Gabe gegen ökonomische, kommerzielle oder treuhänderische Interessen in Schutz genommen, welche sie stets als Teil von Gegengeschäften verstanden haben wollen. Georges Bataille steigerte sie zur Verausgabung. Jacques Derrida hat das Konzept dann auf seine Unmöglichkeit hin abgeklopft: Die Gabe verlange „eine völlig bodenlose und unerhörte Buchführung“ – und eine solche hat Derrida in seinem 1991 erschienenen Buch Falschgeld auch unternommen.

Buchführung, Falschgeld? Wieso müssen Philosophen eigentlich immer über Wirtschaft reden, haben die nichts Besseres zu tun?

Man weiss es nicht, darum ein neuer Anfang: 1839 war es Louis Daguerre und Joseph Nièpce gelungen, ein Lichtbild auf einer Kupferplatte dauerhaft zu fixieren. Es war die Geburtsstunde der Fotografie. Für eine jährliche Pension von 6‘000 bzw. 4‘000 Francs erwarb die französische Regierung die Eigentumsrechte an diesem Verfahren und stellte es zur allgemeinen Verfügung. Die Geburtsstunde fiel gewissermassen zusammen mit einem Geschenk der französischen Nation an die ganze Welt.

Der Chemiker Joseph Gay-Lussac begründete in einem Bericht an das Parlament diesen Schritt mit grossen Worten. Alles, was zu den Fortschritten in der Zivilisation beitrage, müsse beständiger Gegenstand der Sorge einer aufgeklärten Regierung sein. Die Daguerreotypie sei für all jene, „welche für Nationalehre nicht unempfindlich sind“ und „welche wissen, dass ein Volk nur dann andere Völker mit Glanze überstrahlt, wenn es in der Civilisation grössere Fortschritte gemacht hat“, eine wichtige Entdeckung.

Die Nationalehre hat ihre zivilisatorische Unschuld inzwischen verloren und die Daguerreotypie wurde bald abgelöst von besseren fotografischen Verfahren, die kürzere Belichtungszeit erforderten, die grössere Reproduktionsformate erlaubten, die preiswerter waren. Was sich gehalten hat, sind die grossen Gesten, mit denen dem Publikum neue Medien dargeboten werden; zum Beispiel als Versöhnungsversprechen von Gewinnstreben und moralischer Integrität: „You can make money without doing evil.“ (Corporate Philosophy von Google: Ten things we know to be true)

WO GELD FLIESST, PASSIERT NICHTS SCHLIMMES

In diesem Gegenschnitt von Fotografie und elektronischer Datenverarbeitung zeigt sich einerseits die Ersetzung des zivilisatorischen Horizonts durch den individuellen, andererseits eine verschärfte Moralisierung. Indem Google zur Partizipation am Geschäft mit der freien Information aufruft, adressiert der Konzern Subjekte, die gerade in ihrer Einstellung zum ökonomischen Verhalten kompensationsbedürftig sind. Für diese Desorientierten springt Google in die Bresche. Die Suchmaschine bietet nicht nur das massgebliche kommunikative Setup, sondern steht auch dafür ein, dass, wo Geld fliesst, nichts Schlimmes passiert – und man müsste anfügen: schon gar nicht, wo Informationen fliessen.

Der Pfad der Tugend führt im Kreis und läuft darauf hinaus, jede Freigiebigkeit in Gegenwerte umzusetzen, nicht nur im Internet. Auch wer zum Beispiel einer NGO spendet, soll selbstverständlich etwas dafür haben. Davon zeugen die Rechenschaftsberichte der spendenfinanzierten Organisationen. Die Freigiebigkeit wird auf die Bestätigung ihrer Effektivität, ihrer Nützlichkeit und Effizienz verpflichtet. Der Speicherung von Kommunikationsakten auf den Serverfarmen steht das Aufblühen von Leidenschaften im blassen Schimmer der Benutzeroberflächen gegenüber, der Prävention von Skandalisierung durch die Unternehmen die Akkumulation von Wohlverhalten der Kunden.

DIE GROSSZÜGIGKEIT UNTER DRUCK

Man kann sich streiten, was darin für Möglichkeiten der Verausgabung stecken. In seiner Verschränkung von Datenfabrik und Social Front-end hat das Web 2.0 einen präzedenzlos dichten Zusammenhang von ökonomischen Rationalitäten und individueller Expressivität geschaffen. Doch es scheint, als eröffneten sich dabei Nöte, die moralisch kompensiert werden müssen. Vor allem aber ist nicht zu übersehen, dass mit dem ganzen Abmessen die Grosszügigkeit unter Druck gerät, ein Konzept, das womöglich spielend leisten könnte, was moralisierte Informationskreisläufe etwas verkrampft und eher schlecht als recht zustande bringen.

Grosszügigkeit muss sich um die Subjekte nicht kümmern, indem sie beobachtet, animiert, abmisst, ausfragt und einteilt, indem sie die Räume knapper macht, die Wege vorzeichnet, nur die Nische lässt. Sie lässt das freie Feld. Als eine Praxis, welche das Unkompensiert-Bleiben von Freigiebigkeit im Sinn hat, ist sie zwar nur schwer denkbar, aber womöglich hat sie dennoch eine Ausprägung gefunden. Sagen wir mal in der „anonymen Liberalität des Wohlfahrtsstaats“ (so eine glückliche Formulierung von Pascal Bruckner auf perlentaucher.de).

Im Sinne der Grosszügigkeit gilt es, gegen die Verknappung die Überschüsse zu desorganisieren; statt Kommunikationsreflexen stehen unabsehbare Verständigungsabenteuer in Aussicht. Damit kommt nicht nur die lustvolle Verausgabung in den Blick, wie sie zuletzt der Kulturtheoretiker Robert Pfaller skizziert hat. Es stehen auch demokratische Verständigungs- und Konsumpotentiale auf dem Spiel.

Desorganisation der Überschüsse also – allein wie geht das, wenn man im Unterschied zum französischen Parlament im Jahr 1839 gerade nicht imstande ist, der ganzen Welt eine zukunftsweisende Medientechnologie zu schenken? Es scheint, je grösser der Massstab ist, desto schlechter steht es um die hier vertretene Sache. Der ganzen Welt fliegen keine Küsse zu. Erarbeitetes, erworbenes oder ererbtes Geld für den Staat, für Unterschichten, für Ausländer oder für den abgehobenen Kulturbetrieb? Wer wäre so blöd? Nun, niemand, der nicht damit rechnet, dass statt dieser andere Fragen gestellt werden können.

Auch wer einfach nur glaubt, dass Grosszügigkeit eine schöne Sache ist und selbst mit der testamentarischen Stiftungsverfügung nicht so recht in die grosse weite Welt findet, kann es sich nochmals überlegen. Vielleicht gibt’s eine Ehrenmedaille.

BÜRGER HELFEN STUDIERENDEN

An der Fachhochschule Olten-Hammer im Kanton Solothurn hat das Programm „Bürger unterstützen Studierende“ begonnen. Die Idee: Ur-Einwohner der Region helfen Studenten, vorwiegend ausländischen, als unbezahlte (!) Mentoren bei der Wohnungssuche, Kontakt mit Behörden (wie der Polizei) oder bei Bewerbungen für schlechtbezahlte Reinigungs- und / oder Strassenbaujobs. Zudem sollen sie kulturelle Unterschiede erklären (warum die Frauen hier keine Kopftücher tragen, sich aber gern für den Blick ausziehen), Tipps für Ausflüge (Schützenfeste, Alpamare) und als „Familienersatz“ (Nice to meet you. I'm your new girlfriend!) das Heimweh lindern helfen

---

ELECTRO-INDIE-POP: TSATSIKI

Auf recht wohltemperierte Weise bringen Thomas Weisskopf und Udo Jürgens, die beiden Deutschen hinter der Band Tsatsiki, minimalistische Flötentöne mit Elektrobeats zusammen. Einen Namen haben sich die beiden als Vocalists in der Houseszene gemacht. Jetzt klatschen sie mit energiegeladenen Grooves einen freundlichen Gruss in Richtung ihrer musikalischen Vorbilder, zu denen Mecklenburg-Vorpommern-Rave-Bands wie die Garagen-Tussis und auch Maritime Monsters gehören. Eintritt 19 Franken.

✳ G E F U N D E N ✳
ROBERT P.

Liebe Redaktion,

Eure berührende Suchanzeige (Anm.: LVV, Frühjahr 2012) nach diesem Robert hat mich alarmiert, und stell Dir vor, ich hab den Burschen neulich tatsächlich in einer Wiener Spelunke gesehen. Ihm hing ein unveröffentlichter Text aus der Tasche, und ich hab ihn ihm gegen ein Bier abgeluchst. Als ich ihn auch noch auf einen Whisky einlud, drehte er mir gleich noch einen zweiten Text an. Der ist aber schon in der Wiener Theaterzeitschrift „die Bühne“ erschienen. Ihm erschien das nicht als grosses Problem; ich selbst weiss nicht recht.

Sieh Dir die Sachen mal an. Wenn sie nicht brauchbar sind, lauere ich dem Kerl einfach wieder auf.

Die besten Grüsse an Eure ganze formidable Crew,
herzlich
Robert

Der letzte Schweizer Teil 2

von Rudolf Bussmann

WIR SIND PAPST

Portraitiert sie, solange es sie noch gibt! Die Autoren von gegen-den-strich.ch begeben sich auf die Suche nach einer aussterbenden Gattung und stellen die gefundenen Exemplare in ihrem Umfeld vor. „Der letzte Schweizer und die letzte Schweizerin“ ist eine Reihe, die ihresgleichen sucht.

Rom, den 16. April
Papst Bonifatius I. gewährt Radio Vatikan nach seiner Wahl ein Interview.

Radio Vatikan Wir gratulieren Eurer Heiligkeit herzlich zu Ihrer Wahl und sind stolz, dass Sie Radio Vatikan das erste Gespräch gewähren. Sie haben sich ja eine ganze Woche lang der Öffentlichkeit nicht gezeigt.

Papst Bonifaz I. Wir wollten uns zuerst ein Bild von der Lage der Kirche machen und die Schwerpunkte unseres Pontifikats festlegen.

RV Ihre Wahl gilt als Sensation. Niemand rechnete mit einem Schweizer als Nachfolger auf dem Heiligen Stuhl. Die Christenheit ist überrascht. Sie auch?

Bonifaz Intern galt ich als einziger, der in Frage kam. Ohne meine Vorgänger kritisieren zu wollen, muss ich feststellen, dass sich die Kirche in einer schwierigen Lage befindet.

RV Die Menschen nehmen den Glauben nicht mehr ernst.

Bonifaz Da sind wir entschieden anderer Meinung. Die Menschen haben noch nie so sehr geglaubt wie heute. Wenn es uns gelingt, die Gläubigen um uns zu scharen, brauchen wir uns über die Zukunft der Kirche keine Gedanken zu machen.

RV Die Kirchen stehen überall leer, Eure Eminenz.

Bonifaz Sehr gut. Wir brauchen Platz, wenn wir zu den weltweit agierenden Playern aufrücken wollen.

RV Natürlich sind unsere Zuhörer erst einmal gespannt darauf, Ihnen als Mensch zu begegnen. Dürfen wir etwas aus Ihrem Privatleben erfahren? Sie sind ein klassischer Spätberufener. Ist es richtig, dass Sie mit einer Bankkarriere begonnen haben?

Bonifaz Ich war Verwaltungsratspräsident der Schweizer CS Holding und später CEO bei der Chase Manhattan Bank. Dann kam die Finanzkrise. Ich begann am Sinn dessen zu zweifeln, was wir tagtäglich machten, und geriet in eine Depression. Schliesslich reichte ich die Kündigung ein und trat von allen meinen Mandaten zurück.

RV Sie waren in eine tiefe Glaubenskrise gestürzt.

Bonifaz In eine Vertrauenskrise. Nein, den Glauben habe ich Gott sei Dank nie verloren. Um in Ruhe nachdenken zu können, verliess ich meine Familie und zog mich ein halbes Jahr in ein Kloster zurück. Mich interessierte die Frage, worauf man sein Vertrauen setzen soll, um ruhig schlafen zu können. Ich kam zum Schluss, dass einzig die Kirche vertrauenswürdig ist. In ihr liegt, global gesehen, zweifellos das grösste Potential hinieden.

RV Gepriesen sei der Allerhöchste für diese Erleuchtung!

Bonifaz Ich liess mich scheiden und begann die Priesterausbildung. Da ich nicht kirchlich geheiratet hatte, galt ich in den Augen der Kirche als ledig und konnte die Priesterweihe ohne Probleme empfangen. Dann ging alles sehr schnell. Bischof, Kardinal, die Auswahl an Kandidaten war nicht allzu gross und ich war trotz meiner Zweitkarriere einer der Jüngsten.

RV Und nun wollen Sie die Kirche von innen heraus erneuern.

Bonifaz Sagen wir sanieren. Die Kirche hat fast keine Mitglieder mehr – was also tun? Sie muss Gläubige gewinnen. Wir werden die Führung der Vatikanbank persönlich übernehmen und das Marketingkonzept ganz auf zwei Faktoren abstellen: Sicherheit und Vertrauen. Wir müssen als die Bank mit den sichersten Anlagen wahrgenommen werden. Für das Vertrauen wird die Lex Bonifatii sorgen.

RV Eine Lex Bonifatii, Eure Heiligkeit mögen verzeihen, kennt die Kirche nicht.

Bonifaz Noch nicht. Die Lex Bonifatii wird darin bestehen, dass jeder Bankkunde automatisch Mitglied der katholischen Kirche wird. Taufbecken werden in den Filialen zur Standardausrüstung gehören. Im Gegenzug tritt die Kirche als Garantin des Bankvermögens auf. Wir werden den Glauben an den freien Markt, den die Kunden naturgemäss mitbringen, durch das Vertrauen in die Kirche ergänzen, eine optimale Kombination. Die Kirche wird auf absehbare Zeit keine Mitgliederprobleme mehr haben …

RV … und von finanziellen Sorgen frei sein.

Bonifaz Das nebenbei, als Papst geht es mir nicht primär ums Geld. Die Vertrauensstrategie, die wir verfolgen, wird die Kleinsparer der Kirche in Massen zuführen, soviel kann ich Ihnen versprechen. Die soliden Strukturen der Kirche können den Boom ohne Probleme verkraften, das ist ein Vorteil unserer weltweiten Vernetzung.

RV Es lebe der Papst!
Möchten Eure Eminenz zum Schluss Ihren Miteidgenossen jenseits der Alpen einen Gruss zukommen lassen?

Bonifaz Aber gern! Liebe Landsleute, aus der Ewigen Stadt senden wir euch unseren apostolischen Gruss. Ihr geltet als die Klügsten im Geschäft und die Unerbittlichsten im Sparen. Ihr seid die treuesten Verfechter unseres Glaubens. Möge dieser täglich wachsen und stärker werden! Ich kenne keine Schweizer mehr, ich kenne nur noch Gläubige.

Zur Lage des Schweizer Films

der Kameramann Felix von Muralt:

PINGUINE FLIEGEN NICHT

Es war einmal ein Jahr, in dem sie besonders häufig waren, die Filme, die sich mit der ländlichen Schweiz, der hügeligen Schweiz befassten. Ein Jahr, dem die Berge im Hintergrund und Vordergrund den Horizont versperrten und selbst, wenn in den Städten gedreht wurde, trugen die Schauspieler berglerische Kostüme, wie anno dazumal.

Man schien in Kommissionen, Redaktionsbüros, Gremien, Sendern und Ausschüssen plötzlich beschlossen zu haben, vielleicht ohne es zu wollen, im Auftrag einer nebulösen „Swissness“ zu handeln und zu entscheiden und uns mit bergigen Filmen bösartig die Sicht auf die grosse weite Welt zu verbauen – oder, im besten Fall, uns die Welt von ganz weit oben betrachten zu lassen, quasi aus sicherer Distanz.

Da stinkt es nun also schon im Foyer nicht nach Popcorn und gebrannten Mandeln, sondern nach Mist und Gülle, und vieles ist steil oder gäch und manchmal reden die Bauern so alte seltene Sprachen wie zum Beispiel Berntütsch oder Obwaldner Dialekt.

Kritiker entdeckten es denn auch sofort und beinahe frohlockend, das „neue Heimatkino“ mit seinem neuen „Heimatfilm“.

Schnell ist das Label gefunden – unter grosszügiger Vernachlässigung dessen, was Heimatfilm als Genre eigentlich bedeutet: Deutsches und österreichisches Nachkriegskino mit nationalem Gedankengut, das versuchte, die Nazivergangenheit (und auch -gegenwart) zu vergessen oder apolitisch verkleidet einzubetten.

Käme irgendwer auf die Idee, Sherlock Holmes als Londoner Heimatfilm zu deklarieren, bloss weil ein paar historische Kostüme vorkommen? Redete irgendwer von japanischem Heimatfilm, als Kurosawa „Die sieben Samurai“ drehte? Bertoluccis „1900“: ein italienischer Heimatfilm?

Unabhängig eines Qualitätsvergleichs: Warum eigentlich müssen Schweizer Filme umsverroden Heimatfilme sein, nur weil sie sich mit der Geschichte ihres Landes beschäftigen oder Geschichten aus dessen Vergangenheit erzählen? Drehbuchautoren und Regisseure sind wohl nicht schuld daran, dass sich die Berge ganz frech schon vor der Erfindung des Kinos zum Himmel erhoben.

Keine Heimatfilme sind dagegen die welschen Filme – Glück gehabt, denn da spricht man französisch und entkommt damit elegant dem Verdacht..! Obwohl: Bergig geht's ja zuweilen auch in der Westschweiz zu und her. Sind sie es also nicht schliesslich doch auch: Westschweizer Heimatfilme?

Wie also vermeidet man bloss diese Heimat, wenn man in ihr zu drehen wünscht – oder auch zu drehen gezwungen wird? Und warum tut sich der Schweizer (und insbesondere der Schweizer Kritiker) in seinem luftarmen Land so schwer damit, Geschichten, die hier erzählt werden, als das wahrzunehmen, was sie zunächst einmal sind: Geschichten? Ich finde keine Antwort.

Im Wettstreit um die mageren Ressourcen hierzulande haben sich die Schweizer Filmemacher längst daran gewöhnt, sich gegenseitig virtuos das Wasser abzugraben. Produzenten haben sich derweil jahrelang in der Kunst geübt, sich in Bern gegenseitig die Köpfe einzuschlagen, so dass der Verdacht entstehen könnte, es bliebe kaum mehr Zeit dafür, ein Drehbuch zu lesen. Und die Regisseure pflegen lieber bissigen Futterneid, als sich gegenseitig zu gratulieren, wenn sie es nach fünf langen Jahren endlich geschafft haben, einen unterfinanzierten Spielfilm auf die Leinwand zu prügeln – und dies ab und an gar nicht so schlecht, wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise.

Doch macht nicht gerade diese Vielfalt verdächtig? Die Kritik jedenfalls, da wo es sie überhaupt noch gibt, tut sich schwer mit ihr. Das Unterschiedliche ist ja schliesslich auch schwieriger zu benoten als das Uniforme. Und so lassen sich nebenbei auch die Überlebenden des Branchenkriegs nach allen Regeln der Kritik abschiessen.

Wäre es aber nicht gerade diese Vielfalt, die uns mittelfristig befreien könnte? Vielfalt, die sich gegen die Kontrolle durch ein Label sträubt? Braucht es denn unbedingt die schweizerische Version eines Lars von Trier oder eines Michael Haneke, in dessen Kielwasser der Schweizer (Heimat-) Film plötzlich zu einem Markenzeichen werden würde? Oder wäre es nicht gerade das Fehlen eines Masrkenzeichens, das unser Markenzeichen sein könnte?

Gab es nicht eine Zeit, in der sich Sergio Leone und Jean-Luc Godard ergänzten und Chris Marker und Francis Ford Coppola gleichzeitig Filmgeschichte schrieben? Niemanden hat's gestört. Im Gegenteil. Warum also sollen die unterschiedlichsten Schweizer Regisseure und Filme nicht koexistieren können – in aller Swissness? Und überhaupt: Ist schon jemandem aufgefallen, dass schon das Wort „Swissness“ alles andere als Swiss ist? Dass man also einen globalisierten, globalisierenden Begriff verwendet, um das Lokale, Regionale zu adeln?

Ich gebe zu : Der Schweizer Film ist zumindest teilweise auch meine Heimat – ich lebe davon und damit, nicht ausschliesslich, aber doch mehrheitlich. Ich bin parteiisch – und will es bleiben. Und erlaube ich mir , mich zu ärgern: über Katalogisierungen zum Beispiel, bei denen es eher darum geht, seinem Frust über mittelmässige Arbeiten ein Ventil zu verschaffen, als sich wirklich mit den Filmen auseinanderzusetzen und ihnen damit vielleicht auch eine Chance beim Publikum zu ermöglichen – in einem Land notabene, in dem ein Heimmarkt kaum exisitert.

Kein duchschnittlicher Kinobesucher bezahlt denn 18 Franken Eintritt für einen „Heimatfilm“? Für ein Sozialdrama, eine Liebesgeschichte oder ein Alpenkriminalmärchen vielleicht aber schon.

Aber selbst dann ...?
Der Grundtenor lautet ja schliesslich: Der Schweizer Film ist langweilig. Der Schweizer Film ist hölzern. Der Schweizer Film ist Befindlichkeitskitsch (wenn er grad mal nicht hölzern ist). Der Schweizer Film ist ein Schiss-Film, wie ein besonders kluger Kritiker in einer verzweifelten Stunde herausgefunden hat (und es dabei auch noch gut meinte). Der Schweizer Film ist ein nacktes Huhn, das zu dünn ist, um in den Suppentopf zu wandern.

Der Schweizer Film ist also grottenschlecht.

Nur: Sind nicht Summer Games, Mary & Johnny, Das Fräulein, Der Verdingbub, Vol spécial, Die Kinder vom Napf, Eine wien iig, Sennentuntschi, Day Is Done, Goodnight Nobody, Hell, Die Wiesenberger, Silberwald, Sommervögel, Chrigu, L'enfant d'en haut und noch einige mehr, nicht alles Filme die man sich, ohne Schaden zu nehmen, in je ihrer Eigenart duchaus anschauen könnte?

Wir Schweizer Filmemacher und Kritiker haben uns längst daran gewöhnt, uns gegenseitig sämtliche Federn auszureissen – um dann verwundert festzustellen, dass gerupfte Hühner genauso wie Pinguine nicht fliegen können. Und wenn dann einer dennoch abhebt, gibt es nicht etwa begeisterten Applaus. Viel eher wärs dann so, dass die Mehrheit flunkert: „Was – der fliegt!? Was fällt dem ein zu fliegen!“

Und: Wenn wir schon nicht fliegen können oder wollen – warum können wir uns dann nicht mal vorstellen, wenigstens am Schwimmen und Tauchen Spass zu haben? Ich wünsche mir einen Pinguin, der fliegen lernt – und rennen wie ein Vogel Strauss noch dazu.

Lasst uns Federn wachsen – alle zusammen!

Kein Erfolg in der Beziehung?

Immer noch dick, trotz Zumba?

Staatsbankrott? Potenzprobleme?

Angst vor der Zukunft?

Fusspilz?

Wir haben die Lösung:

EIN LEBEN ALS ZOMBIE!

**Keine Sorgen mehr, keine Verpflichtungen und vor allem KEINE STEUERN mehr!!!
Rufen Sie an und lassen sie sich noch heute infizieren!
Schon hunderte sind fasziniert von ihrem neuen Leben!**

Sabrina C. aus Horgen:
„Früher war ich total ausgelastet mit meinem Praktikum und hatte keine Zeit mehr für mich selbst. Heute denke ich nur noch an GEHIRN!“

Lassen auch Sie ihr kompliziertes Leben hinter sich und schlurfen Sie schon heute gedankenlos durch die Gegend!

Marc F. aus Wiedikon:
„In der Kanzlei kam meine Work-Life-Balance total durcheinander. Als Zombie kann ich meinen Bedürfnissen freien Lauf lassen! Ich kann es nur jedem empfehlen!“

**Unser Psychologe Rafael Isler sagt: Wenn Sie noch Zweifel hegen ob dies wirklich das Richtige für Sie ist, dann stellen Sie sich folgende Frage: WIE SEHR LEBE ICH NOCH UND WIE TOT BIN ICH SCHON INNENDRIN? Zögern Sie nicht und kommen Sie noch heute vorbei! Irgendwas mit Zombies
u21@TheaterNeumarkt**

„WIR MÜSSEN DAS UNMÖGLICHE WAGEN“

die Schriftstellerin Melinda Nadj Abonji im Gespräch mit Sreten Ugrîĉić

Sreten Ugrîĉić ist Schriftsteller, Philosoph, Astronom, Konzeptkünstler, und war bis vor kurzem Leiter der serbischen Nationalbibliothek. Nachdem er einen Aufruf unterschrieben hatte, eine Medienkampagne gegen den montenegrinischen Autor Andrej Nikolaidis einzustellen, beschimpften Politiker und Presse Ugrîĉić als „Terroristen“ und „Verräter“. Sie forderten erst seine Entlassung und später seine Gefangennahme. Am 20. Januar 2012 wurde Sreten Ugrîĉić von der serbischen Regierung seines Amtes als Nationalbibliothekar enthoben. Ugrîĉić hat mittlerweile Serbien verlassen und lebt in der Schweiz.

Melinda Nadj Abonji Herr Ugrîĉić, Sie wurden in den Boulevardmedien als Terrorist beschimpft. Der Innenminister Ivica Daĉić sagte wörtlich, Sie könnten Ihre Meinung frei äussern, aber vom Gefängnis aus.

Nun leben Sie seit knapp einem Monat in Zug, blicken mit einer gewissen Distanz auf Ihre Entlassung. Können Sie uns etwas über diesen Staat erzählen, der einen Nationalbibliothekar, Schriftsteller, Philosophen so behandelt?

Sreten Ugrîĉićć Um zu verstehen, was für ein Staat das ist, muss man wissen, dass Ivica Daĉić, der amtierende Polizeiminister, in den 90er Jahren während der Diktatur, die rechte Hand von Slobodan Miloševiććwar. Einer seiner engsten Vertrauten und der Parteisprecher. Es ist in diesem Staat heute also möglich, dass jemand mit einer solchen Vergangenheit eines der höchsten Ämter inne hat. Ich finde, dieses Beispiel zeigt ganz gut, von was für einem Staat ich rede. Ich muss noch hinzufügen, dass Wahlen anstehen. [Anm d. Red: Die Serbischen Parlamentswahlen fanden Anfang Mai 2012 statt] Da wird das Geschäft nochmals dreckiger. Mit meinem Fall wurde die Wahlkampagne der Regierungspartei eröffnet: sämtliche Medien, die vielen Boulevard-Zeitungen haben ihre politische Macht verwendet, um an mir ein Exempel zu statuieren. In demokratischeren Staaten funktioniert so etwas nicht. In Staaten wie Serbien schon, aber warum? „The state is always a state of mind“ schreibe ich in meinem Buch*. Der Zustand des Staates spiegelt immer den Zustand des Volkes wider.

Es gab nach der Absetzung von Milošević eine kurze Zeit von wirklicher Öffnung, etwa drei oder vier Jahre, in denen Menschen wie Zoran Đindiććdie Demokratie vorangetrieben haben. Nach der Ermordung von Đindiććhaben sich die Zeiten wieder geändert, erst noch langsam und im Verborgenen, jetzt – wie in meinem Fall – laut und offensichtlich brutal, sehr brutal.

Nadj Abonji Und mit Hilfe der Medien, wie Sie gesagt haben. Wie sind die Medien in Serbien mit der Politik verbandelt?

Ugrîĉićć Das ist ja in jedem Land so, das ist eine Binsenweisheit. Diese Dreierbeziehung zwischen Big Business, Politik und Medien findet man überall. Es kommt bloss darauf an, welche Art von Big Business und welche Art von Politiker das Sagen haben. Leider glaube ich, dass Journalisten immer dieselbe Rolle spielen: Sie versuchen irgendwie zu überleben zwischen diesen beiden Akteuren, die sie beeinflussen, unterdrücken und manipulieren.

Früher, als Serbien noch sozialistisch war, kam dieser Druck von der Ideologie, heute kommt er von den Märkten – Geld, Kapital, was auch immer. Und heute wie damals kommt der Druck natürlich auch von der Politik, die versucht, ihre Macht zu erhalten. Früher wurden die Medien mit äusserster Brutalität zu Vehikeln der Ideologie gemacht, heute stehen sie ganz offen, für jeden erkennbar und ganz trivial, im Dienste des Kapitals.

Vor Kurzem fand in meinem Land ein misslungener Übergang statt. Unsere Transition führte vom Sozialismus, oder vom sogenannten Sozialismus, in Nationalismus, von der Ein-Parteien-Diktatur zur Diktatur der vielen Parteien. In Serbien gibt es heute … ich weiss nicht genau … hunderte von Parteien. Und etwa fünfzehn davon sind im Parlament vertreten. Aber die Art, wie Politik bei uns funktioniert, ist immer noch dieselbe.

Nadj Abonji Đindiććsagte ja einmal: „Wenn du etwas ändern willst, musst du alles ändern“.

Ugrîĉićć Bildungswesen, Wirtschaft, Infrastruktur, Gerichtsbarkeit, Kultur – wenn du irgendetwas ändern willst, musst du alles ändern. Einerseits ganz konkret, aber andererseits auch die Art zu denken. Vor allem die Art zu denken. Diese Veränderung fand in den serbischen Köpfen nicht statt. Ein Beispiel, das ich dafür immer gerne anbringe, weil es so symptomatisch und paradox ist, ist die Religion:

Hätte man vor 20 Jahren in Jugoslawien eine Umfrage gemacht, hätten sicher 90% gesagt, sie seien Atheisten. Befragt man nun heute dieselbe Bevölkerung, sagen 90% sie seien religiös. Religion sei ihre Identität. Heute wie damals sind sie bereit, für ihre „Identität“ zu kämpfen, ja sogar dafür zu töten. Sie scheinen kein Problem mit dieser Kehrtwendung zu haben. Ich schon. Ich habe kein Problem mit Atheisten oder mit Religion, aber mit dieser Mehrheit, die sich so einfach manipulieren lässt.

Nadj Abonji In deinem Buch gehst du genauer auf diesen Identitäts-Begriff ein.

Ugrîĉićć Ja, für mich ist Identität etwas Künstliches, ein soziales und ideologisches Konstrukt. Identität ist immer eine Funktion des Systems, der gerade herrschenden Ordnung. Wenn diese Ordnung zu ihrem Erhalt Atheisten braucht, wird sie Atheisten schaffen. Die Ordnung kann sich verändern und vielleicht braucht sie dann religiöse Leute. Auf einen Schlag werden die Atheisten religiös. Das funktioniert auf einer unbewussten Ebene, die meisten Menschen nehmen diese Prozesse nicht wahr. Was mich daran besonders traurig stimmt, ist, dass dies ein Symptom dafür ist, dass die meisten Menschen Freiheit ablehnen. Lieber nehmen sie eine Identität an, weil es einfacher scheint, die Verantwortung abzugeben, eine Identitäts-Maske über zu ziehen, die alles abdeckt. Wenn du kein guter Vater, keine gute Mutter, kein guter Freund bist, nicht gut im Job bist, kannst du immer noch sagen: „Zumindest bin ich Serbe“. Oder „Ich bin Schweizer und für mich ist das gut genug.“

Nadj Abonji Sie sind also überzeugt, dass die Menschen sich leicht manipulieren lassen. Sehen Sie eine Möglichkeit, etwas dagegen zu tun?

Ugrîĉićć Es gibt immer eine Opposition, die Frage ist nur: Wie effektiv ist sie? Heute haben wir zum Beispiel die Occupy-Bewegung. Eine globale Bewegung, die über Telepathie kommuniziert. Irgendwie, keiner weiss genau wie, versammeln sich da Tausende, um mit eindeutigen Worten gegen die herrschende Ordnung, gegen die Grundfesten und die Hierarchie des Systems zu protestieren. Aber mit welchem Resultat? Oder schauen wir uns den arabischen Frühling an. Ja, die Diktatoren sind erst mal weg, aber was folgt auf sie? Irgendwelche Narren. Die Militärdiktaturen in Ägypten, in Libyen, in Syrien und anderen Ländern entwickeln sich vermutlich zu islamischen Diktaturen. Es ist derselbe Prozess: Ein repressives Identitäts-System löst lediglich das Andere ab.

Es ist äusserst schwierig, in diesen Systemen wirkliche Opposition zu betreiben. Es bringt mich und viele meiner Freunde auf der ganzen Welt zur Verzweiflung, wir haben alle die vage Vermutung, es gäbe keine Alternativen. Zur Zeit gibt es keine grossen Visionen. Alles ist so flach und so tautologisch und es sieht so aus, als wäre das System so clever, dass es jede Opposition einfach verdaut.

Nadj Abonji Und wie steht es mit der Kunst, als Quelle einer Vision, die wir brauchen?

Ugrîĉićć Ich glaube, dass wir zum erstem Mal in der Geschichte der Zivilisation an den Punkt gelangt sind, wo die Kunst unterliegt. Kunst und Kultur waren immer Avantgarde, den anderen Sektoren des Lebens und der Gesellschaft überlegen, ihrer Zeit voraus. Heute sind sie der Politik, dem Markt, der Technologie unterlegen. Wir Künstler sind nur noch am Reagieren. Früher waren wir es, die Grenzen durchbrochen und den Weg geebnet haben. Heute folgt die Kunst der Politik, beugt sich dem Druck der Märkte und der Technologie, etc.

Nadj Abonji Der Druck verkaufen zu müssen ist sehr hoch.

Ugrîĉićć Ja, es ist zum Verzweifeln. Die Schweiz ist vielleicht das beste Beispiel, weil das System nirgendwo so hoch entwickelt ist wie hier. Weil es hier im Vergleich zu anderen Ländern geringere Probleme produziert. In anderen Staaten sind die Probleme so offensichtlich, dass jeder weiss, dass etwas ganz Grundsätzliches nicht stimmt. Hier sieht man das nicht so gut, weil alles so perfekt wirkt. Ich bin mir sicher, dass nicht alles perfekt läuft, aber es wirkt so. Und gerade hier habe ich eine Ahnung, wie Opposition funktionieren könnte: Wir müssen das Unmögliche wagen.

Nadj Abonji Wir Künstler?

Ugrîĉićć Ja. Wenn es so aussieht, als würde das System sämtliche Möglichkeiten in sich aufsaugen, immer wieder zu einem Teil des Systems verdaut, dann ist es unsere Aufgabe, das Unmögliche zu wagen. Vor hundert Jahren gab es gerade hier ja diese Bewegung, Dada, die haben auch versucht, etwas Unmögliches zu machen, um zu zeigen, dass etwas ganz grundsätzlich falsch lief. Wir müssen das Unmögliche wagen, in der Musik, in der Literatur, im Theater, in allen Künsten.

* Sreten: An den unbekannten Helden, Dittrich Verlag, Berlin 2011.

Sturzflug & Stress

eine Erzählung von Dora Koster, Oiseau bleu

Wer kennt ihn nicht, den gefürchteten? Schatten – über sonniger Ruhe. Hetze, ungeliebte Fragen. Alle kennen ihn, den ungeliebten Bruder, der Fragen stellt, die nur flüchtig beantwortet werden. Flucht vor gestressten Menschen, Menschen unter Druck, die andere wiederum unterdrücken. Die ungeliebte Schwester mit der Vogelperspektive, die Fragen stellt, um besser klarzukommen in diesem Wirrwarr, in diesem Wahnsinn.

Wir, oben, in der Zwischenwelt, sind längst schon betroffen. Angefangen mit den schwarzen Wolken, mit dem Dreck, der uns zugeschoben wird – und wir Vögel flüchten wiederum, denn auch wir haben keine Fragen zu stellen, schon gar nicht den Menschen gegenüber.

Alles klar, ich riskierte wieder einmal einen Sturzflug, direkt über der Stadt Zürich auf den Brunnen vor der Kantorei, am Platz, wo auch das Neumarkt-Theater noch steht und noch funktioniert, so es die Kulturmanager, die fix besoldeten, noch zulassen. Aber das ist ein anderes Thema. Auf jeden Fall riskierte ich den Sturzflug, und das erste was ich hörte, war: „Ach, die verdammten Sauspatzen, die sollte man abschiessen, die verdrecken uns die ganzen Stühle und Tische.“ Eigentlich hatte der Kellner recht, auch er total im Stress. Wer ist überhaupt nicht im Stress in dieser Zeit?

Man weiss ja: Als blauer Vogel kann ich meine Neugierde nie unterdrücken und werde es auch nie tun. Also schaffte ich es unbemerkt, als Vögelchen in das Lokal reinzuspazieren – tipp, tipp, tipp. Und schon sass ich neben einem grossen Porzellanteller. Nebenan ein kleinerer, ein bisschen Grün war auch zu sehen, Salate nennen es die Menschen. Grünzeug.

Als erstes hörte ich dann: „He, du, darf, als Schweineschnitzel, ich mich neben dich setzen? Du bist doch ein Kalbsschnitzel, nicht wahr? Ich bin ein Teil von einem fröhlichen Schweinchen, und du, wo hast du gelebt?“

„Ach, spielt keine Rolle mehr. Die Hauptsache ist, wir werden noch verspeist. Es gibt zerstückelte Tiere, die wirft man einfach so weg und verfüttert sie dann wieder an Hunde. Da müssen wir dankbar sein, dass unsere Reste noch auf Porzellan zu sehen sind. Ja, ja,“ sagte das Kalbsschnitzel, „bleib lieber, wo du bist. Wir werden immer getrennt sein. Die Unterschiede, bis über den Tod hinaus, werden sich immer bemerkbar machen.“

„Aber eigentlich könnten wir uns ja wehren.“

„Ja, warum nicht. Du könntest ja zu mir rüberkommen – versuch's doch mal. Ich weiss zwar nicht, ob die Serviertochter dann sehr sehr böse sein würde. Und dass es in einem Laden wie der Kantorei spukt, würde sowieso niemand glauben. Man würde eher von Versehen sprechen, und dass der gestresste Koch uns beide auf den selben Teller gelegt hätte, ja, ein Riesendurcheinander …“

Ich hörte, wie die beiden Fleischstücke miteinander diskutierten, ja, aber mich schauderte es. Mir lief ein Schauer den Rücken runter. Vögel werden ja auch gebraten! Vorsicht, blauer Vogel, dachte ich. Nicht, dass du dann in der Kronenhalle landest und dich irgendwer auf den Teller legt und mit Orangensauce serviert, oh nein. Ich überlegte, ob ich mich schnell in die Vogelfrau verwandle, also rausgehe und als Frau das Restaurant wieder betrete.

Vielleicht besser nicht. So als Vogel kann ich Dinge hören, die ich als Mensch niemals zu hören bekommen würde. Also blieb ich drinnen als Vogel und spazierte unter den Tischen durch. Ein bisschen unfreundliche Stimmung, dachte ich. Ja, die Gastronomie, auch in Zürich, ist keinen Deut besser als woanders. Ich habe doch auch andere Städte überflogen und bin runtergegangen.

Ich denke, der Stress wird zur grossen Ausrede – so dass man vielleicht das Essen hinstellt und sagt: „Kann ich gleich einkassieren?“ Ich dachte mir: würde ich mich als Mensch, als Vogelfrau an den Tisch setzen, wäre mir vielleicht eine Pellkartoffel lieber, und sehr freundlich serviert, als ein teures Kalbsschnitzel und einfach so … „En Guete miteinand!“, zum Beispiel, „Mahlzeit!“

„Beeilen sie sich, in zwei Stunden ist Auferstehung!“

Immer die Zeit, die fehlende Zeit. Eine Sekunde dazustehen ist schon zu viel. Ein freundliches Lächeln, „Ist sonst noch was fällig?“, „Möchten Sie noch einen Schluck Mineral?“ - das ist vorbei, eben, vorbei. Die lauschigen Abende, von denen die arbeitenden Menschen noch träumen. Und wenn es dann einmal erholsam würde, draussen, bei gedeckten Tischen, am Brunnen, da, vis-à-vis vom Theater, kommen einmal ganze Kolonnen von Touristen, und die Menschen, die da wohnen, in den Häusern, die können dann den Herrn Lenin auswendig lernen, der gleich hier um die Ecke gewohnt hat, den Gottfried Keller, den Besoffenen, der sein Zuhause nicht gefunden hat. Ja, dann kommen die abgelaufenen Touristenvorträge, und wenn die dann weg sind, die Klatschweiber, die nervenden, mit ihren rauchigen Stimmen, rauchig, weil sie ihre Krankenkassentaggelder stundenlang vor einer Bar versoffen haben.

Okay, dachte ich als Vögelchen, wieder zurück, Flucht zurück, in die verstaubte Atmosphäre und versuchen, höher zu fliegen, um all dem auszuweichen.

Noch beim Wegflug, irgendwo, bei einem Dachstock, sah ich nur noch durch ein offenes Fenster, es lagen da ein paar Brotkrumen herum, ein Messer und ein Apfel. Nur schnell, dachte ich. Ich wollte mir nur ein paar Brotkrumen nehmen, und dabei sah ich, wie eine Poetin nach Luft rang, und gleich ein Mann mit einem Ärztekoffer hereinspazierte.

Es sah wirklich so aus, als wäre sie am Ersticken. Ich hörte genau hin: „Ich habe Cacahouetes gegessen, in der Bar, ich glaube, ich bin allergisch.“ Und als der Arzt sagte, „Ich muss Ihnen jetzt einen Luftröhrenschnitt machen“, sagte sie: „Ja, heute ist Karsamstag, ach, es ist schon 22.00 Uhr, ja, okay, beeilen Sie sich.

Wie bitte?, dachte ich, was Auferstehung? Aha, vor Ostern, aha, ja die Menschen feiern ja da die Auferstehung von dem Christen. Sowas hörte ich auch schon. Wir Vögel haben halt diese Götter nicht, diese vielen Götter, die da angebetet werden und von denen man spricht. Unser Gott ist die Freiheit, unser Gott ist die Luft.

Ich sah, wie der Arzt kurz zitterte und dann vor sich hin lachte und versuchte, sein Lachen zu verbergen. „Beeilen Sie sich, in zwei Stunden ist Auferstehung!“

Und dann sah ich, wie er mit einem Stück Holz der Poetin den Mund aufmachte und hineinsah – und mich überkam Angst.

Ich schnappte mir ein paar Krümelchen und flog wieder aus dem Fenster raus. Und ich flog zurück in die Sphäre, wo wir nur wenige Fragen zu beantworten haben, aber wo wir uns doch gegenseitig zuzwitschern, was nötig ist, um zu überleben – aber nicht um uns gegenseitig zu stressen.

Photo Niklaus Stauss

Die Redaktion fragt sich:
Was war da los, Herr Nizon?

GLÜCKLICHE INSEL*

ein Besuch in Minamisoma von Nis-Momme Stockmann

Fast ein Jahr ist vergangen seit dem dreifachen Super-GAU in der Atomkraftanlage Fukushima-Daiichi. Die Menschen, die an der Schutzzone des Reaktors den Wiederaufbau leisten, leiden heute nicht nur unter den unmittelbaren Folgen der Reaktorkatastrophe, sondern auch unter dem Bild, das von der Region in den westlichen Medien gezeichnet wird.

Vor einem Jahr gab es einen direkten Anschluss via Shinkansen, aber die Bahnstrecke nach Minamisoma ist immer noch unterbrochen. Wir fahren also nach Watari mit dem Zug, steigen in den Bus um bis Soma und fahren von dort den Rest mit einer immer leerer werdenden Regionalbahn. Etwas über drei Stunden brauchen wir so für die 78 Kilometer von Sendai bis zur Endstation: Minamisoma. Von hier sind es noch 25 Kilometer Luftlinie bis zum Atomkraftwerk.

Es ist der erste Winter nach dem Reaktorunglück. Japan ist wieder graubraun und von überall drängt sich den Menschen die Erinnerung an die kalten Wassermassen und die chaotische Flucht auf. Die unfassbaren Mengen Trümmer liegen sehr japanisch nach Art und Werkstoff parzellisiert auf weiten Deponien – wie grosse wachsame Tiere.

Als wir am Bahnhof ankommen, messen wir 0,33 Mikrosievert die Stunde. Manchmal wenn die Geräte über 0,60 Mikrosievert steigen, sehen wir uns staunend an, als hätten wir gerade einen dicken Fisch gefangen. Vielleicht ist es, weil ich noch einen kollossalen Jetlag habe, aber ich hab keine Ahnung, was ich mit diesen Zahlen – von denen ich nur weiss dass sie auf irgendeine Art Gefahr ausdrücken – emotional anfangen soll.

Wir haben uns mit Frau Wakamatsu, Frau Ogai und Frau Endo von der Minamisoma International Association (MSIA) verabredet. Sie fahren uns durch die Stadt. Drei alte Damen unter vielen alten Menschen. Nur wenige Familien mit Kindern sind geblieben. Auch die Besserverdiener, darunter alle Europäer und Amerikaner, sind geflohen oder wurden von ihren Regierungen (die andere Strahlenschutzbestimmungen haben) nach Hause geholt. Dazu gehören auch Gastronomen, Ärzte, Rechtsanwälte.

Minamisoma war vor dem Reaktorunglück eine Stadt mit 70.000 Einwohnern. Kurz danach waren es 10.000. Heute leben hier wieder 40.000 Menschen. Viele sind trotz der Kontamination zurückgekehrt zu ihren Strukturen, zu ihren Familien, zu ihren Ahnen. Andere sind geblieben. Sie sind zu alt oder können es sich nicht leisten zu fliehen. Oder sie lieben die Stadt.
Die Regierung hat teils aus Katastrophenparalyse, teils aus Pragmatismus und teils aus Respekt gegenüber der kulturell bedingten tiefen geographischen und sozialen Verwurzelung der Provinzjapaner den zweiten Sicherheitsring zu einer Grauzone gemacht: Bis September war es zwar nicht legal in der Zone zwischen dem 20-Kilometerring und dem 30-Kilometerring zu leben.

Aber auch nicht illegal.
Im Ortskern gibt es bis auf ein paar geschlossene Geschäfte zunächst keine Anzeichen der Katastrophe. Aber dann fahren uns die Frauen an die Grenzen der Ortschaft. Zeigen uns die Berge von ineinander verschränkten Fahrzeugen. Von abgerissenen Bäumen. Zerstörte Friedhöfe. Weggeschwemmte Altersheime. Der völlig zerstörte und verödete Strand – vor einem Jahr noch Urlaubsort. Sie legen uns ruhig die Zahlen vor: 30930 Menschen sind geflohen. 2643 sind tot oder vermisst. 1164 Häuser wurden durch das Erdbeben zerstört. 80 Weggespült. 6795 Familien haben sich auf eine provisorische Wohnung – Container, die die Stadt hier überall hochgezogen hat – beworben. 1507 haben eine bekommen. 3284 haben selbst irgendwo Unterkunft gefunden. 1097 warten im Augenblick auf eine zugesagte Wohnung. 139 Familien – eine Zahl, die in dem Nummerngewitter schnell droht klein zu wirken – haben noch keine Aussicht auf eine Bleibe.

Frau Wakamatsu zeigt uns Bilder von einfahrenden Armeefahrzeugen, von Geigerzählern, von Menschen in Schutzanzügen, die in Bussen in die Sicherheitszone gefahren werden, um ihre Sachen zu holen, von der Dekontaminierung des Ortes. Die abgetragene Erde wird in Plastik verschlossen und vergraben. Da wo Platz ist in dem eng bebauten Ort. Zum Beispiel unter dem Schulhof.

- Warum vergraben sie die Erde?
- Was sollen wir sonst mit ihr machen?
- Können Sie keine Lager bauen?
- Das würde viel zu lange dauern und wer soll das bezahlen?
- Aber was passiert, wenn das Plastik Löcher bekommt?
- Dann gerät die Radioaktivität ins Grundwasser.

sagt sie ruhig.

- Woher haben Sie die Methode für die Dekontaminierung?
- Das hat uns ein Experte von der Universität in Tokyo erklärt. Aber andere Experten haben andere Ansichten.
- War der Experte von der Regierung beauftragt?
- Nein.
- Wer hat die Dekontaminierung durchgeführt?
- Wir.

Ich frage Frau Wakamatsu, wo die Geigerzähler herkommen, wer die Haushaltsgeräte in den Notunterkünften zahlt, wie die Schulung und Information der Menschen verläuft – von der Regierung keine Spur. Das Rote Kreuz, Privatspenden aus den Städten und sehr viel Eigeninitiative. Frau Takahashi, Wäschereibesitzerin, organisiert Wohltätigkeitsveranstaltungen, klärt Bürger über Risiken und Schutzmöglichkeiten auf, macht Aufrufe, damit die Berufsgruppen, die eine intakte Stadt benötigt, zurückkommen.

Herr Ogai – Generalsekretär der Stadt Minamisoma – erklärt uns: Die Regierung macht alles Mögliche und das mit vollem Engagement. Aber die wenigsten Massnahmen erreichen die Opfer der Katastrophe. Die Kluft zwischen dem, was die Opfer sich wünschen und den Hilfsmassnahmen ist einfach zu gross. Und natürlich ist jetzt auch viel zu viel Zeit verstrichen. Viele Opfer hätten sich gerade kurz nach der Katastrophe Hilfe gewünscht.

- Ich habe gelesen, dass es kompliziert ist, seinen Entschädigungsantrag an TEPCO zu stellen?
- Oh ja, sehr. Man muss einfach sehr viel Material beilegen, beispielsweise Belege für die Fahrt- oder Benzinkosten. Keiner hat diese Rechnungen behalten (lacht). Es ging ja um Leben und Tod.

Weltberühmt ist Minamisoma auch durch die Ansprache des Bürgermeisters aus dem Chaos nach der Katastrophe geworden. Er hat über Youtube um Hilfe für seine Stadt gebeten. Es gab weder Nahrung, Benzin für die Flucht und am schlimmsten: Keine, oder irreführende Informationen. Bleiben oder fliehen – es war tagelang nicht klar. Informationen über die Lage haben die Menschen hauptsächlich über das Fernsehen bekommen.

Vom Times Magazine wurde Bürgermeister Sakurai nach seinem Youtube-Appell zu einem der 100 bedeutendsten Menschen der Welt gewählt. Was auch immer das heissen mag – jetzt, ein Jahr später: Wo nicht nur die europäische, sondern auch die japanische Presse genug hat von der Katastrophe.

Wir sehen uns Bilder von Schaufelbaggern an, die auf dem Schulhof zwischen Klettergerüsten Gräben für die kontaminierte Erde ausheben.

Die Berge und die Bäume, die an die Stadt grenzen, bleiben giftig. Wie soll man sie dekontaminieren? Die Bewohner warten noch auf Antwort von den Behörden. Wenn der Wind ungünstig steht, wehen von ihnen radioaktive Partikel rüber. Wir erleben das auf einem Platz nahe der Berge. Früher wurden hier die Reitveranstaltungen abgehalten für die Minamisoma berühmt war. Heute sind hier 1,25 Mikrosievert.

Fast jeder Einwohner zeigt uns auf Karten die beiden Sicherheitsringe, die schon in die Geographie übergegangen zu sein scheinen, erzählt uns von den Entwicklungen der Strahlenniveaus, nennt uns Hotspots, zeigt uns Bilder von den Häusern, in die man nicht nicht zurückkehren kann. Viele Menschen sind doppelt und dreifach geschlagen: Eine Familie, deren Restaurant in der Sicherheitszone liegt, hat einen Kredit aufgenommen, um ein provisorisches Restaurant zu betreiben. Der Kredit für das erste, das nun in der Schutzzone verrottet, steht ebenfalls noch aus. Kaum Unterstützung von der Regierung, zu wenig von TEPCO.

Bevor wir zur Schutzgrenze fahren, gehen wir essen.

Die Köchin zeigt uns einen Geigerzähler, den sie in einem Regal neben der Küche hat: 0,80 Mikrosievert. Im Innenraum. Sie lächelt uns zu. Die Frauen machen Scherze. Nach dem Essen fahren sie mit uns zu der nördlichen Reaktorgrenze. Laut Regierung ist die Anlage jetzt sicher. Im „cold shutdown".

Immer wieder frage ich die Menschen in Minamisoma, ob sie daran glauben:

- Nein.
- Nein – ich glaube gar nichts mehr.
- Nein.
- Ganz sicher nicht.

Die Temperatur im Reaktor beträgt 93 Grad.

Tendenz steigend.

Kürzlich hat die IAEA die Sicherheitsstandards aller japanischen Reaktoren geprüft und als „kohärent" mit ihren eigenen befunden.

Was auch immer das heissen mag – in einer der seismisch aktivsten Gegenden der Welt. Denn wegen des Kühlwasserbedarfs stehen Atomkraftwerke an Flüssen und an Stränden, also da wo die tektonischen Platten auseinanderklaffen und zusammenstossen und Tsunamis drohen. So bleiben die Kraftwerke in Küsten- und Flussnähe eben sicher. Ich frage die Menschen, ob sie Angst haben.

Das haben sie. Grosse Angst.

- Wer weiss, was kommt und da los ist. Nicht mal TEPCO weiss das

sagt Herr Wakamatsu.

Die Anlage ist ein Gespenst. Bedrohlich, omnipräsent, aber unsichtbar.

Und die Entschärfungskorrekturen der Regierung haben sich nach und nach zu einem groben Unglaubwürdigkeitssalat ausgewachsen. Alle hoffen, aber sind auf das Schlimmste gefasst.

Bei dem „Seven Eleven", der direkt neben der Strassenblockade zur Sicherheitszone liegt, holen wir uns einen Coffee to go. Aus einigem Abstand sehen wir ein paar Journalisten dabei zu, wie sie die Grenze fotografieren. Einige Menschen mit Sondergenehmigungen fahren rein und raus. Äusserlich nicht zu trennen von Experten, die in der Schutzzone arbeiten. Ein Journalist moniert, dass es sehr schwer sei, heute noch aussagekräftige Motive in Minamisoma zu finden. Der Super-GAU ist heute schwer in Bildern einzufangen. Zumindest in seiner alten Gestalt, die für die Medien brauchbar ist.

Frau Ogai bleibt den Journalisten gegenüber distanziert. Ich wundere mich zuerst darüber. Denn es gibt hier niemanden, der unberührt ist. Niemanden, der nicht betroffen ist. Und tatsächlich: Niemanden, der nicht weint, als er von seinen Erlebnissen nach der Katastrophe erzählt. Allerdings – und das verstehe ich erst sehr spät – auch niemanden, der nicht auch vorsichtig geworden ist mit dem, was er sagt.

Denn neben den unmittelbaren Gefahren der Radioaktivität drohen zwei weitere:

Die eine ist das Vergessen (die vor allem nach dem Jahrestag drohen wird).

Die andere allerdings besteht im politischen Missbrauch durch die Produktion und Reproduktion eines antinuklearen Diskurses anhand der Stadt und der Region.

Ganz sicher müssen die Debatten um eine vernünftigere Energiepolitik Japans, um die politische Verantwortung gegenüber den Opfern der Katastrophe, um den Atomausstieg, um die Protestkultur der Japaner und die Mündigkeit der Bürger, um die Fehler in den Rettungsmassnahmen, um die grundsätzlichen Gefahren von Atomkraft und um die Haftbarkeit TEPCOs geführt werden. Diese Bemühungen müssen aber unbedingt von der Betrachtung der postnuklearen Katastrophensituation in der Region getrennt werden.

Denn neben Erdbeben, Tsunami und Kernschmelze gibt es noch ein Niveau der Katastrophe: Der politische Missbrauch der Stadt und der Region in den Medien.

Ich sehe das Dilemma, das auch vor mir auftaucht. Die Falle, in die ich auch unentwegt tappe: Es lässt sich nicht genug betonen, wie hart die Menschen getroffen sind. Selbst wenn alles gutgeht: Der Abbau des Reaktors wird 50 Jahre dauern. Die Gegend wird auf 100 Jahre giftig bleiben.

Aber wo ist Raum für alles andere?
Generalsekretär Ogai bittet mich zum Abschied:

- Wenn Sie jetzt in Deutschland berichten, dann bitte nicht allzu pessimistisch. Wir arbeiten alle mit vollem Einsatz daran, dass unsere Stadt wieder zu dem wird was sie mal war. Ein Symbol für Schönheit.

Fukushima ist riesig. Und breit. Teile der Präfektur liegen viel weiter vom Reaktor entfernt als die entfernteste Grenze der Miyagi- oder Ibarakipräfektur. Und die ganze Präfektur ist darauf angewiesen Produkte zu verkaufen, die trotz guter Werte niemand mehr kaufen will. Grüne Landwirte entwickeln Strategien in Gegenden mit erhöhtem Strahlenniveau Lebensmittel zu produzieren. Davon will niemand etwas wissen. Die westliche Presse denunziert ganz allgemein Kampagnen wie „Esst Lebensmittel aus Fukushima".

Selbst das gesunde Gemüse mit guten Werten kauft niemand.

Die Bevölkerung von Minamisoma ist gefangen zwischen Verharmlosung seitens Regierung/Betreiber und einem sicherlich ehrenhaft gemeinten, aber vielleicht sogar noch schädlicheren gegenläufigen Aufbereitung in der Presse. Zwischen diesen beiden Tendenzen liegt eine Wahrheit, mit der niemand viel anfangen kann.

Die Wahrheit der Bürger Minamisomas, die versuchen ein gutes Leben mit der Strahlung zu führen. Sehr japanisch: Ohne Hass, ohne Zorn, ohne nachtragend zu sein – mit der Geduld und Positivität, die die Menschen hier so wunderbar, aber auch so angreifbar und instrumentalisierbar macht.

Was diese Menschen heute am wenigsten brauchen, ist das feuereifrige Geschreibe politischer Stimmungsmacher, was sie am dringendsten brauchen ist pragmatische Hilfe, die Überwindung der Kontakt- und Berührungsscheue und eine differenzierte Darstellung.

Als ich mit Ehito und den drei Damen im Restaurant in Minamisoma sitze, erkenne ich, dass ich einen Teil meiner politischen Bedürfnisse zum Thema Atomkraft über Bord werfen muss, um die Bewohner, den Ort zu zeigen, wie ich ihn erlebe.

Hier leben Menschen, die keine Opfer sind, sondern Betroffene, die in eigener Kraft jetzt schon den Ort soweit wieder zur Bewohnbarkeit aufgebaut haben, dass er für mich trotz der schwierigen Situation zu einem Sehnsuchtsort geworden ist, in dem ich mich so wohlgefühlt habe, dass ich nach 10 Tagen Jetlag zum ersten Mal durchgeschlafen habe. Zu einem Ort, an den ich immer wieder zurückkehren möchte.

Keine Todeszone. Kein Wasteland. Im Gegenteil: Ein Ort mit lebensfrohen Menschen, die trotz der Tatsache, alles verloren zu haben, die Leistungen und Defizite TEPCOs und der Regierung ganz differenziert betrachten. Etwas, was in den westlichen Medien selten gelingt.

Beim „Thema" Atomkraft gibt es wenig Pauschalisierbares, viel Pauschalisiertes. Wenig Wahrheiten, dafür umso mehr Meinungen.

Von Deutschland aus ist es sehr viel einfacher, diesen nachzugehen als hier, wo die Gegebenheiten eines Reaktorunfalls die Bedürfnisse und Verhältnisse komplexer machen, als dass ihnen durch Politisieren oder fernes Gemeine beizukommen wäre. Hier, wo das Politisieren oder ferne Gemeine grossen Schaden anrichtet. Es ist sehr schade, das am Beispiel der vielfach geschlagenen Stadt zu sehen. Denn die Menschen hier müssen den Ort nicht nur fast ohne Hilfe wieder aufbauen, sondern ihn auch gegen eine ganze Welt vor der Ikonisierung schützen.

Die Katastrophe hat die Menschen, hat die Gegend nicht gebrochen. Das könnte auf lange Sicht aber ihre Darstellung. Denn die ist neben der Radioaktivität die grösste Bedrohung, ein Jahr nach dem Reaktorunfall in Minamisoma.

*Dt. für Fukushima

TAGESTIPPS JUGENDTHEATER:
WIE ÜBERLEBE ICH MEINE ERSTE FREUNDIN?
Richard schwirrt der Kopf. Gerade hat er die Sekundarschule abgeschlossen, da überschlagen sich die Dinge. Jessica verguckt sich in Richard, der vier Jahre älter ist als sie und schon Aperol Spritz trinkt. Richard schickt der heftig pubertierenden Jessica rätselhafte Videobotschaften. Für Erwachsene, die es nicht mehr länger sein wollen, oder Jugendliche, die eben noch Kinder waren zwischen 11 und 13 Jahren. Eintritt für (Noch-)Erwachsene 32, erm. 31.50, (Noch-) Kinder 16 Franken.

Ruslan der Kräftige

von Adrian Witschi

Von der geheimnisvollen Jahrmarktromantik ist nicht mehr viel übrig. Gewichtheben ist trotzdem mein neuer Lieblingssport

Gewichtheber, das waren mal muskulöse Männer mit gestreiften Anzügen und gezwirbelten Schnurrbärten auf Schwarzweiss-Fotos. Meist standen sie auf irgendwelchen Jahrmärkten rum, umzingelt von staunenden Kindern mit klebrigen Zuckerwatten und buttrigen Maiskolben in den aufgeregten Händen. Eiserne Kugeln haben sie hochgestemmt, die gestreiften Riesen, nicht selten mit nur einem einzigen Arm. Im Hintergrund: Zirkuszelte und lottrige Riesenräder und vielleicht ein paar tanzende Bären an schweren Metallketten. Und diese Jahrmärkte waren immer irgendwo in Rumänien oder sogar in Transsilvanien und meistens schien auf den Fotos auch nicht die Sonne, sondern dicke, dunkle Wolken hingen über den Festbuden.

Einiges hat sich mittlerweile leider verändert. Die Gewichtheber von heute benutzen beide Arme, um die Lasten hochzustemmen, und aus den grauen Kugeln wurden glänzende Chromstahl-Langhanteln mit bunten Gewichtsscheiben an den Enden. Die obskuren Jahrmärkte sind von der Bildfläche verschwunden, das Ganze findet jetzt in hell beleuchteten Mehrzweckhallen statt. Auch der lustige, gestreifte Anzug musste weichen und die massigen Körper werden nun von einem hochfunktionalen Polyester-Elasthan-Dress mit hyperflexiblen Cordura-Einsätzen im Oberschenkelbereich umhüllt. Wenigstens die Nähe zum rauen Osten ist geblieben. Aus Russland kommen die Besten und aus Moldawien, Rumänien, Georgien und Aserbeidschan. Und stark sind sie immer noch, unheimlich stark.

429 Kilo hat Ruslan Albegov an der diesjährigen Europameisterschaft in Antalya hochgestemmt. Das entspricht ungefähr dem Gewicht von M13, dem gefrässigen Braunbären des Unterengadins. „Stimmt doch gar nicht!" wird der aufmerksame Leser jetzt monieren, „der wiegt nur knapp 100 Kilo, hab ich auf www.focus.de gelesen." Richtig, aber nicht, wenn er unmittelbar vor dem Wiegen den Inhalt von 41 durchschnittlich ertragsreichen Bienenstöcken verdrückt hat. Und Bienenstöckeverdrücken, das weiss ich, ist schliesslich M13s Lieblingsbeschäftigung.

Wie dem auch sei, der Korrektheit halber muss gesagt sein, dass Ruslan die 429 Kilo nicht auf einmal hoch gedrückt hat. Es handelt sich dabei um die Gesamtsumme, mit der er den Superschwergewicht-Europameistertitel im Zweikampf gewonnen hat. Der Zweikampf, der Name deutet es an, besteht aus zwei Teildisziplinen: Dem Reissen und dem Stossen. Die beiden Teilbereiche unterscheiden sich nicht nur in technischer Hinsicht, sondern auch bezüglich ihrer Dramaturgie. Beim Reissen muss der Gewichtheber die Hantel in einem Ruck nach oben heben und in die Höhe stemmen. Das klingt zwar brutal und ist auch durchaus eindrücklich, verfügt aber niemals über das dramatische Potential des Stossens, bei dem ein Heber die schwere Last gewissermassen zweimal bewältigen muss.

In einem ersten Kraftakt wirft er sich die Hantel auf die bebende Brust und geht gleichzeitig in die Hocke. Das muss man sich mal bildlich vorstellen. Ruslan zum Beispiel hat bei seinem letzten Versuch 238 Kilo gestossen. Das heisst, der sitzt dann da in der Hockstellung, wie in einem dieser Ski-Fit-Fitnesskurse in den 90ern, und trägt das Gewicht zweier sattgefressener Bären auf seinem Brustkasten. Anders als die Teilnehmer beim Ski-Fit-Kurs kann er jetzt aber nicht einfach sagen: „Man, war das crazy", oder, „Hey, das war total cool. Jetzt hab ich aber genug. Ich geh mal rüber an die asymmetrische Hausbar und hol mir einen Süsskartoffel-Avocado-Soja-Ginger-Shake." Nein, er muss sich jetzt aufrichten und strammstehen. Das braucht nicht nur viel Kraft, sondern vor allem auch Überzeugung und Aggressivität.

Um sicherzustellen, dass beides in genügendem Masse vorhanden ist, werden die Athleten jeweils vor einem Wettkampf im Backstage von ihren Trainern eingestimmt. Zum Beispiel mit gezielten Schlägen ins Gesicht. Und zwar nicht diese aufmunternden Wangenklapser wie beim Fussball, sondern gepfefferte Doppelohrfeigen, wie man sie sonst nur aus Bud-Spencer-Filmen kennt. Kurz bevor der Gewichtheber dann die Bühne betritt, wird ihm noch ein kleines Fläschchen unter die Nase gehalten, das ihn sofort unheimlich aggressiv werden lässt. Kein Wunder, das Behältnis ist bis obenhin voll mit Ammoniak, dessen Geruch in einschlägigen Internet-Foren als eine Mischung aus Stickstoffdünger und hochkonzentrierter Katzenpisse beschrieben wird.

Der Schwerathlet steht jetzt also aufrecht da, die Hantel auf seiner Brust. Nun folgt das Kernstück des Stossens, das sogenannte Ausstossen. Ziel ist es, die Hantel in einem Stoss hochzustemmen und dann während zwei Sekunden mit vollständig ausgestreckten Armen bewegungslos dazustehen. Da die Kraft in den Armen alleine nicht ausreichen würde, um die immense Last hoch zu drücken, haben die Heber eine Technik entwickelt, bei der sie zusätzlich die gesamte Energie der Oberschenkelmuskulatur nutzen können. Sie gehen leicht in die Knie und springen dann in einen Ausfallschritt, starkes Bein vorne, schwaches hinten, und stemmen gleichzeitig die Hantel hoch. In dieser wackeligen Position wirken sie dann immer ganz hilflos und verletzlich, die starken Männer, wie kleine, dicke, amerikanische Jungen, die als Schulsport Ballett gewählt haben, weil man sie sonst nirgends haben wollte. Sobald aber der Athlet dann das gestreckte Bein nachgezogen hat und aufrecht dasteht, mit 238 Kilo über seinem pulsierenden Kopf, ist jegliche Lächerlichkeit verschwunden. Und bevor er die Hantel dann auf den elastischen Bühneboden hinunter krachen lässt, schreit er meist ganz durchdringlich und in seinem Gesicht ist diese seltene Kombination aus Schmerz und Freude, in dessen Genuss ansonsten nur englische Liebesdienerinnen kommen, wenn sie alte, ausgediente Formel-1-Mogule in Reichsketten legen.

DIE PERFEKTE WELLE

Mit dem Neumarkt-Team an der 44. Theater-Fussball-EM in Basel

von Alexander Seibt

„20 Stutz für den, der flitzt“, schreit ein Dramaturg und wedelt mit seinem Bier. „20 dazu“, brüllt jemand anderes, am Ende sind 200 Franken geboten. Unten auf dem Feld wird das Final ausgetragen. Die Rostocker arbeiten an der nächsten Welle, irgend jemand bringt noch eine Kiste Bier und wir grölen „Wir woll’n die 17 sehn!“: die Rückennummer der einzigen Frau auf dem Platz. Als sie eingewechselt wird, dankt ihr die tobende Menge jede Ballberührung mit einem „Olè!“

1. Verheissung

Vorbereitungsspiel:
Neumarkt – Opernhaus Zürich (10:0)

Nur wenige Tage vor der EM: Ein triumphaler Kantersieg im Derby gegen das Opernhaus-Team, den fünffachen Rekordmeister. Während der hochsubventionierte Musentempel in eigenen Trikots erscheint, tritt das Neumarkt-Team in etwas zu grossen Billigtrikots aus Ghana an. Dafür spielt es direkten, begeisternden Kombinations-Fussball über die Flanken, während sich Sturm und Verteidigung des Opernhauses zunehmend in die Haare kriegen.

Die Fotos der Spieler, die danach gemacht werden, strahlen vor Sonne und Zuversicht.

2. Aufbruch

Der Morgen des Austragungstages, auf dem Weg nach Basel. Die Gesichter sind noch so grau wie der Himmel. Der technische Leiter (Kapitän) und ein Schauspieler (Innenverteidigung) unterhalten sich mit angespannter Backenmuskulatur über „Aufstellung und Spielermaterial“. Draussen: Fritz-Walter-Wetter. Regentropfen zerplatzen waagrecht auf den Fensterscheiben.

Die 44. Theater-EM findet auf der Sportanlage St. Jakob statt, gleich hinter dem Basler Fussballtempel. 32 Mannschaften nehmen teil. Noch liegt das riesige Gelände, das acht Fussballplätze umfasst, einsam da.

Mannschaftsbusse aus ganz Europa fahren vor. Auffällig: Der Aufwand. Massagebänke. Torwartcoaches. Der graumelierte Trainer der Mailänder Scala erscheint eingehakt mit zwei jungen Frauen. Dafür haben die Herren vom Wiener Burgtheater einen eigenen Notfallarzt dabei, inklusive Defibrillator.

Auch das Neumarkt-Team trudelt ein: Schauspieler, Haustechniker, ein Regieassistent, ein Barkeeper, die Jungs vom Einlass und ein paar Kumpels. Das Gelände wimmelt jetzt von Fussballspielern. Helfershelfer packen Bälle und Kühlboxen aus. Wer nicht grimmig an der Seitenlinie über Aufstellungen nachdenkt, lässt die Knie kreisen. Bizarre Durchsagen scheppern durch das Areal: „Pitch 3: Wiener Staatsoper gegen Volkstheater München.“ In die Frische des Morgens mischt sich der scharfe Geruch von Sportsalbe und Adrenalin.

Der Kapitän hält zur taktischen Einstimmung eine Blut-und-Boden-Rede. Ein Spiel dauert kurze 12 Minuten. Er schwört die Spieler darauf ein, von Anfang an alles zu geben und sich und auch sonst nicht zu schonen.

0915 Uhr: 1. Gruppenspiel
Erlangen (0:0)

Das Neumarkt hat die klar bessere Mannschaft, spielt aber insgesamt zu konfus und versucht es zu oft über die Mitte, wo die tätowierten zwei-Meter-Typen ohne Probleme dicht machen. Angriffe über die Flügel gibt es kaum, am Ende hat der Gegner sogar die beste Torchance.

Das Unentschieden ist eine bittere Pille. Die Spieler üben Selbstkritik und sind entschlossen, im nächsten Spiel alles klar zu machen.

Der Leiter des Betriebsbüros erscheint, angezogen wie Prinz William auf Hasenjagd. Mit sich bringt er seine Tochter und eine neue Welle ungebrochenen Optimismus. Ein Sieg gegen die Grazer ist Pflicht.

3. Niederlage

1000 Uhr: 2. Gruppenspiel
Helmut-List-Halle Graz (0:1)

Ein Spiel wie ein Tritt in die Weichteile. Die Begegnung findet nur in der gegnerischen Hälfte statt, aber wieder versucht es das Neumarkt zu oft durch die Mitte, wo die Grazer problemlos mauern. Jedes Mal, wenn ihr Torwart den Ball in die Hände kriegt, brüllen ihn seine Mitspieler an: „Ganz ruhig!“ – als wäre er ein Irrer mit einer Kalashnikov im Anschlag. Das Gegentor ist ein Trudelschuss nach einen Fehlpass und ein Schlag ins Gesicht.

Ratlosigkeit im Team: Was ist aus der Mannschaft geworden, die das Opernhaus in Grund und Boden gespielt hat? Kaum hat das Turnier begonnen, schon steht man vor dem Aus, und der nächste Gegner ist kein anderer als der Titelverteidiger vom letzten Jahr: Ravenna!

1030 Uhr: 3. Gruppenspiel
Ravenna Festival (EC) (0:1)

Die Spieler von Ravenna: grimmig und durchtrainiert wie Top-Models mit Knast-Erfahrung. Auch dieses Jahr dabei ist „Sexy Seven“, der letztjährige Torschützenkönig mit dem engen Trikot. Das Neumarkt-Team spielt beherzt, bereitet den Italienern im Mittelfeld einige Probleme und der Torwart (Schreinerei) zeigt zauberhafte Paraden, aber am Ende spielt Ravenna besser. Das Tor ist ein Traum.
Die Gesichter der Spieler sind jetzt so düster wie ihre Aussichten. Die einzige Chance ist vielleicht noch, Konstanz haushoch zu schlagen. Taktische Umstellungen werden vorgenommen. Lichtblick: Das Konstanzer Team hat durchgefeiert.

4. Triumph

1130 Uhr: 4. Gruppenspiel
Theater Konstanz (3:0)

Ein epochaler Sieg. Das Neumarkt brilliert mit Flügelspiel, gezirkelten Flanken und Doppelpassspiel. Die Konstanzer haben nicht den Hauch einer Chance und bleiben interessierte Beobachter. Ob der Sieg für das Achtelfinale genügt, hängt vom Ergebnis der anderen Spiele ab.

Er genügt nicht. Das Team muss die bittere Pille schlucken, dass schwächere Teams weitergekommen sind; unter ihnen auch die elenden Grazer. Der Ruf nach Bier wird laut, aber vom Kapitän abgeschmettert: Jetzt folgen die Platzierungsspiele, und das Neumarkt wird sich bis zum Schluss von seiner besten Seite zeigen. Statt Alkohol gibt’s Wurst und Cola.

1400 Uhr: 1. Platzierungsspiel
FC Wojtyla (3:0)

Der FC Wojtyla: Alte Kämpen der freien Wiener Szene; wilde, zerfurchte Herren mit Kampfmuskulatur, eiskaltem Blick und Seemanns-Tattoos. Aber all das nützt ihnen nichts: Das Neumarkt-Team zaubert weiter, und der gegnerische Torwart streckt sich vergeblich nach dem Leder.

Völlig unerwartet, aber passend, bricht die Sonne durch die Wolken. Sonnencreme wird verteilt, das Betriebsbüro-Töchterchen tief in den abgedunkelten Kinderwagen geschoben.

1500 Uhr: 2. Platzierungspiel
Rheinisches Landestheater Neuss (1:0)

Das Neumarkt dominiert das Spiel, kann aber zunächst nicht punkten. Trotz ungebrochener Kampfmoral sind Ermüdungserscheinungen unübersehbar. Am Ende wird das Spiel im Elfmeterschiessen entschieden. Weil die Neumarkt-Spieler miserabel schiessen (wurde nie trainiert), verdanken sie den Sieg ihrem Tormann, der sich mit erstaunlicher Frequenz in die richtige Ecke wirft.

Das Neumarkt hat jetzt mehr Spiele gewonnen als verloren. Nach anfänglicher Ernüchterung sind Ehre und Euphorie wiederhergestellt. Der nächste Gegner ist das National Theater Mannheim: Ein gutes Team, aber verletzungstechnisch dezimiert, und die verbleibenden Spieler sind stehend k.o.

1600 Uhr: 3. Platzierungsspiel
National Theater Mannheim (?:?)

Kein Schiedsrichter! Nach Minuten des Wartens dann die Durchsage, die alles ändert: Die restlichen Platzierungsspiele werden im Elfmeterschiessen entschieden. Ungläubige Gesichter, Pfiffe, Widerstand wird laut, endlich wird klar: Die Schiedsrichter sind am Ende ihrer Kräfte; viele von ihnen weigern sich, noch ein weiteres Spiel zu pfeifen. Also Elfmeterschiessen.

Genau so gut könnte man Lose ziehen. Der Elan verpufft. Was bleibt, ist die plötzliche Leichtigkeit des Glücksspielers, der gerade seine letzten Chips auf Rot gesetzt hat.

5. Erlösung

Passend zu den steigenden Temperaturen kommt jemand mit einer Kiste kühlem Bier an. Immer schneller verschwimmen die Konturen des Tages zu einem warmen Brei aus Eindrücken, deren Sinn sich zunehmend verschleiert. Man stimmt Fan-Gesänge für befreundete Theater an, („Dem Resi noch ein Trullalla…“), die einem erfreut über den Platz hinweg zuprosten. Periodisch ist man mit Elfmeterschiessen dran (gegen wen?), und verliert oder gewinnt („Jaaaaah!“). Zur Belohnung gibt’s mehr Bier, das einem die Sonne direkt über die Schleimhäute ins warme Blut treibt. Der weisshaarige Torwart des Burgtheaters schafft es trotzdem, ein Ding nach dem anderen zu halten, und der Defibrillator bleibt in der Kiste. Niemand versteht mehr so richtig, welche Mannschaft warum gegen welche schiesst, aber man ist wieder an der Reihe, diesmal gegen, Moment, Italiener?

1800 Uhr: Endspiel!
Basel–Opera de Paris (1:0)

Unten auf dem Feld wird das Final ausgetragen. Die Rostocker arbeiten an der nächsten Welle, irgend jemand bringt noch eine Kiste Bier und wir grölen: „Wir woll’n die 17 sehn!“. Die Franzosen sind irgendwie müde, und die Basler haben ja den Elfer, der alle Tore für sie schiesst.

Aber richtig perfekt wird das Spiel, als dann wirklich zwei Flitzer mit einer rot zischenden Phosphorfackel das Spielfeld entern: Was erwartet man da von einem Stadion voller angetrunkener Theaterleute?

Wer noch nicht erlebt hat, dass ein Fussballstadion fliegen kann, der ist besser mit dabei, am 1. Mai abends in Basel, um mit eigenen Augen zu sehen, wie die ersten Sterne am Himmel stehen, wie die Menge den Atem anhält und gebannt auf das rote Feuer starrt, das über das Spielfeld tanzt; und wie auch die härtesten Typen in der Kurve für die Welle aufstehen, mit ausgebreiteten Armen, weil der Moment einfach zu gut ist, und zu schön, um ihn ungenutzt verstreichen zu lassen – und plötzlich, für einen Moment, ist sie dann da, die perfekte Welle. Bevor sich alle wieder hinsetzen, ihr Bier zu Ende trinken und sich fragen, wie zum Teufel sie jetzt am Besten nach Hause kommen.

Autoren

SIBYLLE BERG ist Schriftstellerin und Dramatikerin, ihre Romane und Theaterstücke wurden mehrfach ausgezeichnet. Seit Januar 2011 schreibt sie für Spiegel Online die „Kolumne S.P.O.N. – Fragen Sie Frau Sibylle“. Sie lebt in Zürich.

DANIEL BINSWANGER ist Redaktor bei Das Magazin, 2008 wurde er zum Schweizer Polit-Journalisten des Jahres gewählt. Binswanger hat in Paris, London und Berlin Philosophie und Literaturwissenschaften studiert. Er lebt in Paris und Zürich.

RUDOLF BUSSMANN lebt als freier Schriftsteller und Herausgeber in Basel. Er leitete er 25 Jahre lang die Schweizer Literaturzeitschrift drehpunkt und ist Dozent an der Schule für Angewandte Linguistik SAL in Zürich. Seine letzten Werke sind „Ein Duell“ (Arche Verlag), „Das 25-Stundenbuch“ und „Im Stimmenhaus“ (beide bei Waldgut).

WENDELIN BRÜHWILER ist Historiker, freier Journalist und schreibt u.a. für die Zeitschrift Saiten und Der Landbote. Er ist Mitinitiator des Winterthurer Komplementärradios Radio Stadtfilter. Zurzeit ist er in einem Forschungsprojekt zur Wissensgeschichte des Kalten Kriegs engagiert.

BRIDA VON CASTELBERG, ist Fachärztin für allgemeine Chirurgie, Gynäkologie und Geburtshilfe. 1993 übernahm sie die Leitung der Frauenklinik des Zürcher Triemlispitals. Ausserdem schreibt sie für die Schweizer Seiten der ZEIT.

DAVID EUGSTER forscht und unterrichtet als Kulturwissenschaftler am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Er schreibt über die Konsumgesellschaft und Werbung im Kalten Krieg und manchmal auch über Tiere.

ANNETTE GIGON, geboren 1959, in Herisau, hat nach ihrem ETH-Diplom u.a. bei Herzog & de Meuron in Basel gearbeitet. Seit 1989 führt sie mit Mike Guyer gemeinsames Architekturbüro. Sie war Gastdozentin EPFL Lausanne und an ETH Zürich, ist verheiratet und lebt heute in Zürich.

DR. PHILIPP KLAUS ist Wirtschafts- und Sozialgeograph, spezialisiert auf Kultur und Kreativwirtschaft in den Städten. Er unterrichtet an der ETH, 2003 gründete er zusammen mit Richard Wolff das INURA Zürich Institut und forscht im Kreis 4.

LUCCA KOHN, Mitglied der u21 am Theater Neumarkt, wurde 1990 geboren und lebt in Zürich.
Er studiert Ethnologie an der Universität Zürich und arbeitet in einer Bar im Kreis fünf. Theater erlebt er auch hier jeden Tag. Steve Jobs, ein Zombie und ein Erzähler sind nur einige Rollen aus seinem Repertoire die man im neuen Stück der u21 im Mai begutachten kann.

DORA KOSTER, 1939 in St. Gallen geboren, lebt heute in Zürich und ist als Dichterin wie auch als Kunstmalerin weit über die Schweizer Grenzen hinaus bekannt.

GUY KRNETA ist Schriftsteller und lebt in Basel. Er schreibt Theatertexte und Spoken-Word. Er initiierte das Schweizerische Literaturinstitut in Biel und ist Mitbegründer des Netzwerks Kunst+Politik.

MICHEL METTLER ist Autor, Dramaturg und Musiker. 2006 publizierte er seinen ersten Roman unter dem Titel „Die Spange“, 2010/11 wurde er als Gastprofessor an die ETH Zürich berufen.
Er publiziert auch regelmässig kürzere Texte in Zeitungen und Zeitschriften, u.a. NZZ und Tages-Anzeiger.

FELIX VON MURALT ist ein Schweizer Filmemacher, Regisseur, Kameramann und Fotograf und lebt in Paris. Sein Kurzfilm Visite Médicale wurde 2006 mit dem Max Ophüls Preis ausgezeichnet.

MIKE MÜLLER spielte nach einem Philosophiestudium an der Gessnerallee, am Schauspielhaus Hamburg, Schauspielhaus Zürich und am Theater Basel und war in zahlreichen Kino- und TV-Produktionen zu sehen. Aktuell wird sein satirischer Wochenrückblick „Giacobbo / Müller“ im Schweizer Fernsehen gesendet, am Neumarkt ist er im Stück „Elternabend“ zu sehen.

MELINDA NADJ ABONJI wurde in Beĉej, Jugoslawien, heute Serbien, geboren und ist eine ungarisch-schweizerische Schriftstellerin und Musikerin. 2010 gewann sie den Deutschen Buchpreis und den Schweizer Buchpreis. Am Theater Neumarkt zeichnet sie für die Exilliteraturreihe „Das Leben ist Ausland“ mit verantwortlich.

MADLAINA PEER arbeitet als freie Kostüm- und Bühnenbildnerin für Film, Oper und Theater der freien Szene sowie auch für das Schauspielhaus Zürich, das Grand Théâtre de Genève, die Komödie Berlin, das Grand Théâtre de la Monnaie Brüssel, das Theater Neumarkt und die Oper in Marseille.

ROBERT PFALLER ist ein österreichischer Philosoph. Seit 2009 ist er Ordinarius für Philosophie an der Universität für angewandte Kunst Wien. Er hat verschiedene Bücher veröffentlicht, zuletzt „Wofür es sich zu leben lohnt. Elemente materialistischer Philosophie“. S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2011.

JENS RACHUT wurde als Mitglied der Hamburger Punk-Bands „Kommando Sonnenmilch“, „Oma Hans“ oder „Dackelblut“ bekannt. Seine Texte sind kleine, literarische, aber nie hochgestochene Beobachtungen der Welt. Für das Theater Neumarkt schrieb, inszenierte und spielte er zuletzt „Die Seelenfahnder“.

ADRIAN RIKLIN, Autor und Texter, baute das Ostschweiz Kulturmagazin «Saiten» auf, arbeitete viele Jahre als Schauspieler und dramaturgischer Mitarbeiter für verschiedene Theater sowie als Texter und Konzepter für Werbeagenturen und ist heute vor allem als Kulturredaktor der WOZ tätig.

URSULA TIMEA ROSSEL ist 1975 in Thun geboren. Studium der Nutztierwissenschaften. Sie lebt heute mit Mann und Hühnern am Jurasüdfuss. 2011 erschien der Roman „Man nehme Silber und Knoblauch, Erde und Salz“ im bilgerverlag. Homepage: kryptogeographie.ch

CARLOS SANTANA wurde 1974 in Kantè, Togo, geboren. Er studierte in Lomé, der Hauptstadt von Togo, und arbeitete als Kulturjournalist einer Tageszeitung. Seit drei Jahren ist er als Asylsuchender in der Schweiz, seine Ausschaffung ist für Ende Mai angesetzt.

PETER C. VON SALIS ist Dramaturg und arbeitet mit Schwerpunkt Neue Medien, unter anderem in Stuttgart, Bremen, New York, Berlin und Zürich. Er lebt in New York.

ALEXANDER SEIBT ist Ensemblemitglied des Theater Neumarkt.
Er war nach seiner Ausbildung Mitbegründer der Zürcher Off Off Bühne. Eine Auswahl seiner Texte ist zu lesen in „Familenbande. Die besten Kolumnen der Familie Seibt“, erschienen beim Stämpfli Verlag.

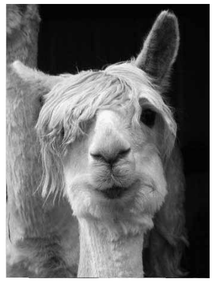
NIS-MOMME STOCKMANN ist deutscher Autor und Regisseur. Er studierte „Sprache und Kultur Tibets“, Medienwissenschaften und machte eine Ausbildung zum Koch, bevor er an der Universität der Künste Berlin „Szenisches Schreiben“ studierte. 2010 wurde er von der Kritikerumfrage der Zeitschrift THEATER HEUTE zum Nachwuchsdramatiker des Jahres gewählt.

SRETEN UGRICIC, der serbische Autor, Philosoph und Konzeptkünstler wurde – internationalen Protesten zum Trotz – kürzlich auf skandalöse Weise aus seinem Amt als Direktor der serbischen Nationalbibliothek entlassen.

TEXTKIOSK des LITERATURBUERO OLTEN schreibt auf Bestellung Rezensionen, Interviews, Nachrichten und Inserate.
Texte können bestellt werden unter: textkiosk@literaturbuero.ch.
Inhaber und Betreiber des Kiosks sind die Autoren Eva Seck, Noëmi Lerch und Patric Marino.

PETER WEBER ist Schriftsteller und lebt in Zürich. 1993 erschien sein erster Roman „Der Wettermacher“, zuletzt „Die melodielosen Jahre“, beide im Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.

ADRIAN WITSCHI ist freier Autor und Journalist. Der studierte Germanist veröffentlicht in unregelmässigen Abständen Reportagen und Artikel in verschiedenen Zeitschriften im In- und Ausland.
Des Weiteren verfasst er Drehbücher, arbeitet für das Theater und schreibt gerade an seinem ersten Kurzgeschichtenband.



IMPRESSUM

HERAUSGEBER
Theater Neumarkt

GRÜNDUNGSHERAUSGEBER
Barbara Weber/Daniel Lerch/
Julia Reichert

REDAKTION
Chefredaktion:
Barbara Weber/Daniel Lerch/
Julia Reichert

RESSORTLEITER
Schweiz: Michel Mettler
International: Dora Koster
Hintergrund/Medien: Guy Krneta
Literatur: Daniel Binswanger

KORRESPONDENTEN
Ausland: Peter C. von Salis (USA),
Nis-Momme Stockmann (Japan)
Gegenwart: Michel Mettler
Paradeplatz: Wendelin Brühwiler
Inland: Rudolf Bussmann, Guy Krneta,
Carlos Santana
Business Tip: Ursula Timea Rossel
Medien: Felix von Muralt
Finanz- & Unterwelten: Sibylle Berg
Technik & Motor: Peter Weber
Natur & Wissenschaft: Robert Pfaller
Zeitgeschehen: Brida von Castelberg,
David Eugster, Mike Müller
Literarisches Leben: Daniel Binswanger
Zeitgenössische Fragen: Michel Mettler
Mode: Madlaina Peer
In ausserirdischen Belangen: Dora Koster
In astrologischen Belangen: Jens Rachut
In immateriellen Belangen: Adrian Riklin
In unsterblichen Belangen: Lucca Kohn
Sport: Adrian Witschi, Alexander Seibt

WIR DANKEN
Melinda Nadj Abonji, Patrick Frey,
Annette Gigon, Klaus Philipp,
Sreten Ugriĉić, Zorn & Zeitung

VERLAG
Blattchef:
Rafael Sanchez
Leiter Werbemarkt:
Textkiosk Literaturbüro Olten

GESTALTUNG
Studio Achermann
Yves Gerteis

TECHNISCHE HERSTELLUNG
NZZ Print
Zürcherstrasse 39
8952 Schlieren

AUFLAGE
3 000

VERANTWORTLICH IM SINNE
DES PRESSERECHTS
Barbara Weber

LOWER VILLAGE VOICE

5.–

NO. 2 / SOMMER 2012
ERSCHEINT VIERTELJÄHRLICH

***MICHEL METTLER TEXTKIOSK LITERATURBÜRO OLTEN DAVID EUGSTER PETER C. VON SALIS
BRIDA VON CASTELBERG GUY KRNETA CARLOS SANTANA ANNETTE GIGON
PHILIPP KLAUS DANIEL BINSWANGER SIBYLLE BERG ROBERT PFALLER MIKE MÜLLER
JENS RACHUT PATRICK FREY PETER WEBER URSULA TIMEA ROSSEL MADLAINA PEER
ADRIAN RIKLIN WENDELIN BRÜHWILER RUDOLF BUSSMANN FELIX VON MURALT
LUCCA KOHN MELINDA NADJ ABONJI SRETEN UGRICIC DORA KOSTER NIS-MOMME STOCKMANN
ADRIAN WITSCHI ALEXANDER SEIBT***